This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

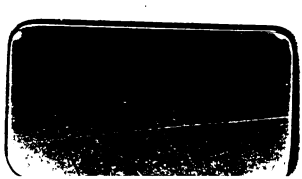
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

3 2044 010 712 875

47593.109

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE FUND SUBSCRIBED
FOR THE PURCHASE OF BOOKS
AND OTHER MATERIAL FOR
PURPOSES OF INSTRUCTION
IN GERMAN



Rudolf Huch,
Mehr Goethe

Fünftes bis siebentes Tausend

München und Leipzig 1904
bei Georg Müller

Zuerst erschienen
Ende 1899

Rudolf Huch,
Mehr Goethe

Fünftes bis siebentes Tausend

München und Leipzig 1904
bei Georg Müller
Zuerst erschienen
Ende 1899

47593.109

HARVARD COLLEGE
JAN 13 1922
LIBRARY

German Dept. fund

Inhalt

Seite

Prolog 9
Edler Luxus 11
Perſpektiviſch 13
Theaterhiſtorie 15
Lebensquell 17
Spitzen der Bildung 18
Roms Eroberung durch die Griechen, wiederholt ums Jahr 1900 21
Eine Dämmerung 24
Der große Moment 28
Geſchlechts-Größenwahnſinn 32
Wächſt er nun heraus 37
Immo, tu es scolaris 41
Alſo ſprach — 47
Veſtigia 57
Ins Höhere 61
Noch höher 63
Wieder hinunter 68
Non plus ultra 70
Eine Verſöhnung 83
Die Großväter 87
Der Wonneſänger 95
Seelenſtudenten 97
Intermezzo 102
Ein alter Kunſtgriff 105
Wie die letzten Ausläufer 107
Die Gewiſſenhaften 108
Modernſtes Alexandrinertum 112
Wie es euch beliebt 116
Auf den Brettern 118
Greis oder Kind 127
Unverhofftes Wiederſehen 137
Die Schneidigen 146
In Sack und Aſche 154
Die von der ruhigen Heiterkeit 157
Großſtadtluft 167
Höhenluft und Sumpfdünſte 169
Ruf ins Ungewiſſe 176
Zukunftsmuſik 182

Prolog.

An Johanne Fahlner IV. 2. 123.

Daß meine Agentrin so langsam
geht, ist das Hurry burry schuld,
das seit acht Tagen um mich summt..

Paralipomena zum Faust 56.

Auf diesem Wege rollt es eben
recht hurrliburrli durch das Leben.

Puppenspiel D. J. G. III. 195.

Jupiter .... schmeißt den Kerl
hurlurli burli ins Thal daher.

Auf das hier vorliegende Goetheproblem hat vor dem Verfasser noch niemand hingewiesen. Er darf es also wohl ohne Ueberhebung als seine eigenste Lebensaufgabe betrachten, das Buch über die Entwickelung vom Hurry burry über das hurrliburrli zum hurlurli burli dem deutschen Volke zu schenken. Mit zwanzig mäßigen Bänden wird es gethan sein.

— — — — — — — — —

In dieſem Stil etwa leiten die Newtons der Goetheforſchung ihre epochalen Entdeckungen ein.

Die neueſten Lebensbeſchreibungen des Olympiers beginnen mit der Gründung Frankfurts am Main durch die Römer und ſind am Ende des zwanzigſten Bandes bei der Geburt von Goethes Großvater Textor angelangt.

„Und dabei ſoll man noch mehr über Goethe reden? Iſt denn dieſer Menſch von Sinnen?“

Nein, geredet wird in der deutſchen Litteratur allerdings ſehr viel mehr als genug über Goethe und ſein Werk. Aber das iſt die ſchlechte Komödie, die ſchale Ironie, die ſich in der Geſchichte der Künſte ſo gut findet wie in der der großen Welt, daß von einem wirklichen Einfluſſe Goethes auf die Litteratur unſerer Zeit nichts, aber auch gar nichts zu ſpüren iſt.

Wie ein Berggipfel, der die andern Höhen des Gebirges rieſenhaft überragt, an den verſchiedenſten und entfernteſten Stellen immer wieder unverſehens auftaucht, ſo giebt es kaum eine Frage der Kunſt oder Wiſſenſchaft, ſie ſei auch noch ſo „modern“, in die nicht vernehmlich, unüberhörbar das Wort Goethes ſchallt.

Aber eben nur theoretiſch läßt ſich ſein Wort nicht überhören. In der Praxis haben unſere bald glanzloſen, bald fieberleuchtenden Augen, und

das große, helle Goetheauge nichts mit einander gemein.

Wenn ich mich nun im folgenden von meinem Thema häufig weit zu entfernen scheine, so möge man bedenken, daß ein Buch, dessen Inhalt man in einem Satze zusammen fassen könnte, offenbar überflüssig wäre. Nur um gewissermaßen eine Tonart anzugeben, sei es gesagt, daß Goethe, den man von so vielen Seiten aus betrachten kann, hier als der Natur gleichend aufgefaßt sein soll, der Natur in ihrer Reinheit und ihrem Reichtum; zugleich aber als die höchste bis jetzt erreichte Vernunft, sich selber in jedem Augenblicke mäßigend, ordnend, beschränkend.

Mir scheint heute weder von Reichtum noch von Mäßigung viel da zu sein — außer natürlich in Berlin, dieser treuen Hüterin der wahren, einfachen und keuschen Schönheit.

Edler Luxus.

„August Piepenbrink, der große Erforscher der Spulwürmer" — „Li Hung Tschang, Chinas Bismarck" —

Wer so etwas nicht mit dem Gefühle freudiger

Genugthuung lieſt, dem fehlt die Tugend des Zeitgenoſſenſtolzes.

Große Gelehrte, große Dramatiker, große Romanſchreiber, große Architekten, große Geigenſpieler, gottbegnadete Möbelfabrikanten, große — was weiß ich. Größen überall.

Glückliche Zeit! Wie wird es eine ſpäte Nachwelt beklagen, daß dieſe vielen großen Männer, von denen ſie in der antiquariſchen Litteratur lieſt, ſo ganz ſpurlos von der Erde verſchwunden ſind. Wenn einſt alles, was uns heute körperlich deutlich umgiebt, Rauch und Nebel geworden iſt, aus dem nur vereinzelte Geſtalten wie Goethe und Bismarck ſich hell und ſcharf in all ihrer Eigenart abheben, wie wird man uns beneiden, die Zeitgenoſſen mehr als eines Bismarck geweſen ſind! —

Li Hung Tſchang iſt ein auffallend ſtattlicher Mann, dem allerdings, aber gewiß ohne ſeine Schuld, Bismarcks gewaltiges Auge fehlt. Daß er ſein Volk auf den Gipfel der Größe geführt hätte, läßt ſich im Zeitalter der Aufteilung Chinas immerhin bezweifeln; aber wer wird nach dem Erfolge ſehen! Daß er es ſelbſt während des Niederganges ſeiner Nation zu unermeßlichem Reichtum gebracht hat, werden nur übelwollende Menſchen einem Staatsmanne, der ſo viel mit den böſen Europäern verhandeln mußte, verdenken.

Alles in allem: was liegt näher, als dieſen Chinamann mit dem Namen des einſtweilen letzten großen Deutſchen zu rufen!

Unſere Zeitungsſchreiber, denen wir dieſe uns ehrende Gleichung verdanken, ſind ungemein fruchtbar in ſolchen Benennungen. Cecil Rhodes iſt ein Mann der großen Projekte, ſeine Spekulationen gehen in die Milliarden. Damit iſt für die Zeitungen (und, der Wahrheit die Ehre, auch für recht viele andere Leute) jene „Großheit", die einen Goethe alle Flecken im Charakter des düſtern Korſen überſehen ließ, erreicht: Rhodes iſt der Napoleon Afrikas.

Dies Gebiet iſt äußerſt fruchtbar: Rockefeller der Bismarck des Petroleumterminhandels; Sudermann der Napoleon der Tantieme — die Bahn iſt offen.

Perſpektiviſch.

Einen mäßigen Hügel kann ziemlich jeder ſchon von weitem richtig abſchätzen. Von den großen Alpenrieſen weiß zwar auch jeder, daß ſie es ſind; deutlich wird ihre Größe aber erſt, wenn man ihnen näher kommt: jenes Herauswachſen der großen Gipfel aus der Umgebung, das einen Teil des Reizes einer Alpenfahrt ausmacht. So

nett, blank und freundlich wie aus weiter Entfernung ſehen die Gipfelrieſen in der Nähe nicht aus; eben darum iſt ihr Anblick erhaben. Die Alpenfahrten ſind ja nun freilich Mode geworden; wer jedoch die Fahrenden betrachtet und ihren Geſprächen zuhört, kann ſich ſchwerlich darüber täuſchen, daß ſie bewußt oder inſtinktiv beſtrebt ſind, die Schroffheit, ohne die kein Erhabenes beſteht, durch alltägliche Bemerkungen und ſchale Witzworte auszugleichen.

Auch zieht das Volk die paar großen Männer, die immer rieſenhafter herauswachſen, je genauer man ſie kennen lernt, in ſeiner Vorſtellung zu ſich herunter.

Den rückſichtsloſen Staatsmann, eiskalten Skeptiker, böſen Menſchenverächter, der mit Keinem lieber als mit Voltaire korreſpondierte, rufen ſie ſo recht herzig: alter Fritz!

Und die braven Seelen, die den feinſten Geiſt, den Deutſchland außer Goethe hervorgebracht hat, den beinahe einzigen Deutſchen, dem die Franzoſen ihren „eſprit“ zuerkannt haben, ihn, der die Menſchen mindeſtens ebenſo tief verachtete, wie der große Friedrich, ihn, den lächelnden Beſieger Napoleons und ſeiner Diplomaten — ſo bieder als „Deutſchen Reichsſchmied“ feiern, wie er mit ungeheuren Armen einen ſchwerfälligen Hammer niederſchmettert, etwas wie Schwarzbrot- und

Schweißgeruch um ſich verbreitend, mit dem Hintergedanken: nach Feierabend ein kleiner Skat! —

„Ach, das gute Volk! Wen es lieb hat, den will es ſich menſchlich näher bringen.“

Nun ja. Opportuniſtiſch angeſehen, mag es ſein Gutes haben, wenn die Großen auf dieſe Weiſe populär werden.

Von einer andern Warte aus ſieht man mit Ekel auf das ewig geſtrige, auf niedere Stirnen und Pausbacken, die einander vorſchwatzen, der unheimliche Geiſt da oben thäte nur ſo, und wäre eigentlich ein urgemütliches Haus, wie ſie alle. —

„Mein liebes Kind, meine Sachen werden nie populär werden“, ſagte Goethe zu Eckermann. Es iſt leicht herauszuhören, wie heitern Gemütes er da verzichtete.

Theaterhiſtorie.

„So helf mir Gott!“ rang es ſich in ſchwerer Stunde aus der Bruſt Martin Luthers. Ein ſtärkeres als alle Todesangſt hatte ihn gezwungen, daß er ſich den gräulichen Martyrien jener Zeit ausſetzte. Aber das menſchliche in ihm war viel zu kräftig, als daß die Todesnot nicht doch zuletzt laut aus ihm gerufen hätte.

Ebenſo ſchlicht, wahr und menſchlich klingt das „Ich bin durch“, als er dann ſeine Behauſung erreicht hatte.

Das durfte natürlich nicht ſtehen bleiben; es machte ſich nicht. Die mit Naturkraft aus dem Drange der Stunde geborenen Worte wurden verunſtaltet in das bekannte „Hier ſtehe ich“, dieſe pomphaft gedrechſelte Phraſe, die ein echter Komödianten-Pfarrer als Schlußtrumpf in die Verſammlung hineindonnert, Signal zum Ausbruche einer geräuſchvollen Maſſenbegeiſterung. —

Als Goethe im Sterben lag, und das Grau der beginnenden Bewußtloſigkeit ſich über ſeine Augen ſenkte, bat er, man möge die Gardinen öffnen, daß mehr Licht hereinkäme.

Das war denn doch gar zu verführeriſch. Und ſo mußte er, dieſer faſt Einzige unter den Unſterblichen, der niemals in ſeinem Leben durch eine Phraſe dem großen Publikum eine Konzeſſion gemacht hat, die Scene wie ein echter Bühnenheld mit zündendem Schlußworte verlaſſen, und wie gewöhnlich fällt es kaum Einem im Publikum auf, daß dieſer „packende“ Aktſchluß eigentlich unwahr, geſchraubt und abgeſchmackt iſt.

Lebensquell.

Wenn dereinſt ein ſpäter Nachkomme in einer Bibliothek das Fach „Zeitungen“ durchſtöbert, wird ihm weh und wüſt zu Sinne werden; und er fragt den Bibliothekar: „War denn das Leben unſerer Ahnen ſo arm an Inhalt, Geiſt, Schönheit, daß ſie Zeit und Luſt fanden, ſich allwöchentlich durch ſolchen Wuſt zu arbeiten?“

Dann lächelt der Gelehrte: „Allwöchentlich? Täglich, mein Herr! Ja, es hat ihrer gegeben, die täglich mehr als eine Zeitung laſen und den Montag für einen verlorenen Tag hielten, weil Vormittags keine Zeitung ausgegeben wurde!“

Da wendet ſich der Gaſt mit Grauſen, eilt an die freie Luft und preiſt alle guten Götter, daß ſie ihn nicht ins Jahr 1900 geſetzt haben. Wie ein blühender Garten erſcheint ihm ſeine Zeit — an der er ſonſt ſo manches auszuſetzen hat —, und die Periode der Zeitungen wie eine Wüſte ohne Waſſer und Vegetation, verlaſſen von allem Lebendigen, nur zähnefletſchende Pithekanthropen ſitzen auf Ziegelſteinhaufen und halten Zeitungen in den Fäuſten . . . . . .

Mit welcher Vorſtellung der Enkel ja, Gott ſei Dank, eben ſo Unrecht hat, wie die Italiener, wenn ſie ſich unſer nördliches Klima im allge-

meinen unfreundlich, windig und naßkalt vorſtellen. — — — — — — — —

Spitzen der Bildung.

Wie vielgeſtaltig, verworren, unergründlich auch den Dichtern und Denkern aller Zeiten das Leben der Menſchen erſchienen iſt, die weiſen Spitzbärte, die wir mit Ehrfurcht „leitende Redakteure“ nennen, ſehen die Welt klar und einfach unter ſich liegen. Ein Schachbrett: Die Diplomaten ſind die Figuren, die Abgeordneten die Bauern, die Wähler das Brett. Aber wer ſpielt? Nun, wer ſonſt als die Redakteure.

Dieſe Welt läßt ſich ohne Reſt in Leitartikel auflöſen.

Aus irgend einem Grunde macht etwa Rumänien von ſich reden. Der Zeitungsgewaltige hält es für angemeſſen, ſeine Leſer — ſeine Gemeinde, wie man ſich zutreffend und geſchmackvoll ausgedrückt hat — über Rumänien zu belehren.

Rumänien. Hm, hm. Rumänien. Pah — Rumänien. Junimiſten — das ſind die Fortſchrittler. Die Andern ſind natürlich die Rückſchrittler. Eine Reihe von Namen, die auf u endigen, geben das Lokalkolorit. Der Artikel iſt fertig.

Der seiner Stellung in Staat und Gesellschaft bewußte Pithek — pardon: Bürger liest ihn beim Morgenkaffee, Ernst und Intelligenz glotzen ihm aus den Augen, und er denkt, während er verdaut: nun weiß ich, wie es in Rumänien aussieht; die Junimisten sind diejenigen, welche daselbst die Fahne des Fortschrittes, der Bildung und der Freiheit unentwegt hochhalten!

Diese Art der Weltkenntnis hat offenbar etwas ungemein anschauliches. Und daß man heute so erstaunlich viel bedeutende Köpfe herumlaufen sieht, kommt sicherlich mit daher, daß so Viele ihre Bildung wesentlich den Zeitungen verdanken.

Indessen gebietet die Gerechtigkeit, an dieser Stelle nicht unerwähnt zu lassen, daß es unter diesen schlechten Musikanten einen Virtuosen giebt. Er nennt sich Maximilian Harden. Vor dem Manne muß man Respekt haben; er verdient seinen eignen Galgen.

Die denkbar höchste Blüte unserer Zeit, ich möchte sagen „das Jetztzeitige" wird aber erst erreicht, wenn sich Zeitungsschreiber und Dramendichter in einer Person vor dem beifallklatschenden Publikum verbeugen, da dann jeder Einzelne der Begeisterten den von den Bühnenlampen umstrahlten Unsterblichen mit vollem Rechte als Geist vom eigenen Geist in Anspruch nehmen darf.

Ganze Abschnitte aus Sudermann's „Ehre",

zum Beispiel fast alles, was Graf Trast sagt, könnte wörtlich in einer freisinnigen Zeitung stehen. Und ist nicht „Fritzchen" ein dramatisierter Artikel, etwa der „Vossischen Zeitung", wider das Junkertum in der Armee?

Ein ähnliches Wonnegefühl ergreift den Bildungsphilister, wenn sich ein Franzose bei irgend einer Gelegenheit über die Lage einer großen deutschen Stadt irrt.

Aber die Frage ist: kannst Du mit dem Namen einer Stadt anschauliche Bilder verbinden, wie zum Beispiel wohl Jedermann mit Venedig, Nürnberg, Paris?

Ich für meinen Teil gestehe, daß ich mir von manchen großen Städten — wie, beliebig herausgegriffen, Glasgow — gar keine Vorstellung machen kann. Eine große Handelsstadt — ja, deren giebt es viele; damit ist gar nichts gesagt.

Wenn nun zwei Franzosen etwa von Breslau sich nicht die mindeste Vorstellung machen, hat der, welcher es auf der Karte ungefähr einzeichnen könnte, wirklich so viel vor dem andern voraus?

Aber wenn ein Mann, der seinen Goethe auswendig wüßte, in einer Gesellschaft verriete, daß er sich über die Lage einer großen Stadt nicht recht klar wäre, so wäre er in puncto Bildung gerichtet.

Roms Eroberung durch die Griechen, wiederholt ums Jahr 1900.

In allen illuſtrierten Wochenblättern, die uns ja, aufs „aktuelle“ angewieſen, durch eine Art von harmoniſcher Einheit erfreuen, fand ſich vor kurzem ein Bild, bei deſſen Anblick man dachte: ah, ein Gemälde eines unſerer erſten Symboliſten. Welch originelle Schöpfung! Und erſt der Rahmen! Freilich — — — — aber es ſei, wie es wolle, modern iſt es, höchſt modern! —

Beim Leſen der Unterſchrift zeigte ſich allerdings, daß man eine alte chineſiſche Mauer bei Kiautſchau vor ſich hatte, auf der ein Drachenbild eingelegt war.

Um ſo überraſchender wirkte die Aehnlichkeit: die grotesken Randverzierungen der frei ſtehenden Mauer konnte man ohne jeden Zwang als den Rahmen eines hochmodernen Bildes anſehen. Der Drache, ein langgeſtrecktes, anatomiſch unmögliches Scheuſal mit Klauen, Schweif und Zunge, die ſich unverkennbar im Barockſtil ringelten, hätte auf jeder Ausſtellung Aufſehen erregt.

Mit der Verteilung China's wird ja anſcheinend jetzt Ernſt gemacht. Es wird uns Europäern gehen, wie ſeiner Zeit den Römern mit den Griechen.

Auch in der Dichtkunſt erobern uns die Langzöpfe. Ein „Epos der Menſchheit“ iſt angekündigt und kann, wie es ſcheint, nicht mehr vermieden werden; mit einem „Drama der Menſchheit“ hat uns bereits ein Sänger überzogen.

Und wenn unſere Dramatiker auf der andern Seite ſo fortfahren, nach „Wirklichkeit“ zu ſtreben — wollen ſie leugnen, daß ein mehrere Wochen dauerndes Stück der Wirklichkeit ſehr viel näher kommt, als eins, das ſich in ein paar Stunden abſpielt?

Aber die Muſik?

Die Wenigen, die Richard Wagners „Oper und Drama“ leſen, und die noch wenigeren, die es unbefangen leſen — ich meine, ohne die wirklichen Leiſtungen des großen Tondichters innerlich vorwegzugreifen —, werden ſchwerlich leugnen, daß ſie das Buch mit dem Gefühl eines unermeßlich öden Grau weglegen. Es iſt der Verſuch, die Muſik in reine Verſtandesarbeit aufzulöſen; in der Praxis iſt Wagner dabei nur an Einem geſcheitert: an ſeinem Genie.

Wenn die Nachwelt in ſeinen Werken einmal kritiſch ſondert — es iſt keineswegs ſicher, ob ſie das thun wird —, ſo wird man unterſcheiden zwiſchen Stellen, in denen der Verfaſſer von „Oper und Drama“ ganz ſeiner Theorie gemäß handelt, und denen, in welchen er gegen ſeinen

eigentlichen Willen die volle Pracht eines geborenen Fürsten im Reiche der Töne entfaltet.

Seinen Nachfolgern passiert dergleichen nicht. Sie sind viel zu gewissenhaft, um jemals aus der Theorie herauszufallen.

Wagner möchte uns einreden, seine Musik an sich hätte uns kaum etwas zu sagen; vielmehr müsse er uns in seiner Eigenschaft als Schriftsteller erst auseinandersetzen, welche „Motive" wir uns zu denken haben, ehe wir uns als verständnisvoll genießende betrachten dürfen. Danach sollten von Rechtswegen nur die eigentlichen Janer seine Opern anhören, die alle seine Motive auswendig wissen.

Aber er überschätzte seine theoretische Bedeutung zu Ungunsten seines Genies.

Wenn, um eine beliebige Stelle herauszugreifen, nach der Todverkündigung Brünhildes das Orchester jene leisen, mächtigen Accorde spielt, brauchen wir nicht zu wissen, daß diese Töne das Walhallmotiv bedeuten sollen; wir vernehmen auch ohne das eine Botschaft aus einer andern Welt in ihnen.

Und weil das bei Wagner in weit überwiegendem Maße so ist, werden seine Werke vermutlich dauern, auch wenn alle Leitfäden abhanden kämen, ja der Begriff Motiv selbst verloren ginge.

Bei den Programm-Symphonien ſeiner Nachfolger iſt es umgekehrt; da würde der Kunſtgenuß erheblich mehr beeinträchtigt, wenn man den Leitfaden entbehren müßte, als wenn die Muſik fortfiele.

Und wenn einer dieſer Nachfolger ein vom erſten bis zum letzten Buchſtaben ſymboliſches — richtiger übrigens allegoriſches — Buch, wie den Zarathuſtra, überſymboliert, indem man ſeinen Gedankeninhalt in Töne faſſen will, wenn ſo der Laie eine Sturzſee von Geigen, Trompetenſtößen, Beckenſchlägen geſenkten Hauptes über ſich ergehen läßt, während der Kenner mutig zuhört, von den Empfindungen ſeiner Ohren zu Gunſten eines feineren Muſikgenuſſes gänzlich abſtrahierend, um am Schluſſe entzückt bravo zu rufen, weil er weiß, wie mühſelig es war, ſo etwas zu komponieren und wie viel Gelehrſamkeit dazu gehörte — iſt das etwa nicht chineſiſch?

Die Mandarinen endlich — aber das iſt abgedroſchen.

Eine Dämmerung.

„Das Naturell der Frauen iſt ſo nah mit Kunſt verwandt!"

„Du gehſt zu Frauen? Vergiß die Peitſche nicht!"

So stehen sich Goethe und Nietzsche gegenüber. Dem Kenner ist dies ein Fingerzeig, wer von den Beiden die größere Macht über die Weiber gewinnen mußte.

Damit ist freilich noch nicht gesagt, wer von ihnen Recht habe. Goethe hat die Frauen gekannt wie vielleicht kein Anderer. Nietzsche wußte kaum mehr von ihnen als ein Säulenheiliger. Dennoch hat er in allem und jedem einen so starken Einfluß auf sehr viele gewonnen, daß man seine Meinungen nicht ohne weiteres bei Seite schieben kann. Sollten vielleicht die Frauen andere geworden sein?

Sicherlich hat Goethe mit jener Stelle, die beginnt „Zierlich sind wir anzuschauen —" nicht sagen wollen, die Frauen wären besonders geeignet, die Kunst auszuüben. Sondern er hat jenes „Ewig-Weibliche", eben „Naturell" gemeint, das im Gegenteil in Gefahr gerät, seinen Schmelz zu verlieren, wenn die Frau sich des Künstlerischen allzu bewußt wird.

Zu Goethe's Zeit waren die Frauen nun noch nicht auf Wissenschaften und Künste losgelassen. Es klang noch nicht veraltet, von ihrem Naturell im Gegensatz zur männlichen Kraft zu reden.

Man wird bekanntlich mit dem Alter konservativ. (Es braucht wohl nicht gesagt zu werden, daß der Begriff konservativ die „Staatserhalten-

den" von heute nicht bezeichnet). Je mehr Anschauung nämlich man gewinnt, desto weniger konstruiert man sich die Welt a priori nach Theorien. Das ist freilich ein karger Gewinn. Denn jene Theorien sind durchweg edel und großartig, und sie haben den Vorzug, daß sie sich mit einem Minimum von geistiger Anstrengung aneignen lassen.

Wer erinnerte sich hier nicht an die treffliche Suttner und ihren Weltfrieden!

„Die Bahn frei für Alle! Das Weib zeige, was es kann! Ueberholt sie euch, so habt ihr Unrecht gehabt, sie so lange gewaltsam zurückzuhalten. Bleibt sie hinten, so schadet sie euch nicht."

Das klingt so selbstverständlich, so rudimentär gerecht! Man muß auch wirklich von jedem frischen Knaben bis zum fünfundzwanzigsten Lebensjahre verlangen, daß er sich für Frauenrechte begeistert.

Wer aber das Weib kennt, wenn es den Zwang der alten Sitte, der aus Jahrhunderten, Jahrtausenden vererbten Zucht abstreift, wer es erlebt hat, wie ein Augenblick der Zügellosigkeit genügt, um das anmutige „Naturell" in wüstes Mänadentum zu verwandeln — der ruft nach Langsamkeit! Um Himmels Willen langsam! Wenn das Unheil geschehen, das Heer ent-

feſſelt iſt, wer will ſich dem Toſen entgegenſtellen?

Sicherlich iſt die Frauenemancipation auf die Dauer nicht aufzuhalten. Allein ebenſo gewiß bedeutet ſie, wie jeder Kulturfortſchritt, eine Loslöſung von der Natur. Die Zeit des Uebergangs wird immer unerfreulich ſein. Aber wenn ſich dieſer ſo jäh vollzieht, wie es die Volksrednerinnen und Tendenzſchriftſtellerinnen verlangen, iſt ſie mehr als unerfreulich, iſt ſie unerträglich.

Es iſt den Fakultäten nicht zu verdenken, daß ſie ſich mit Händen und Füßen gegen das Eindringen der Frauen wehren. Gewiß, es mag viel, ſehr viel Brodneid dabei im Spiele ſein; und gewiß haben die Vorkämpferinnen der Frauenbewegung, ſelber maßvoll und unparteiiſch, alle Urſache, dies der Gegenpartei vorzurücken.

Aber in der Sache: Unter tauſend Weibern iſt kaum ein Einziges imſtande, an einer wiſſenſchaftlichen Entdeckung, an einer künſtleriſchen That reine Freude zu empfinden. Sie müſſen, wie die Kinder, etwas perſönliches hinzuthun, und ſei es auch nur die Genugthuung über ihren Zuwachs an „Bildung".

Zu Medizinern allenfalls mögen die Frauen paſſen. Freilich gilt hier der tiefſinnige Spruch: wer't mag, de mag't, un wer't nich mag, de mag't ja woll nich mägen.

Als Richter dagegen — Gott ſtehe uns bei! Ein Weib und Gerechtigkeit!

Und der Advokatenſtand? Sollen wir wünſchen, daß noch mehr in causes célèbres „gemacht" wird? Soll das Recht, vielleicht das ernſthafteſte, was wir an menſchlichen Dingen kennen, noch theatraliſcher behandelt werden?

Mindeſtens eine Generation müßte erſt als Unterbeamte, Gerichtsſchreiber und Anwaltsgehülfen fungiert haben, bevor man das nüchterne, ſtarre, eiſenharte Recht den Händen von Frauen anvertrauen könnte.

Dies freilich ſind zuletzt nur Vermutungen. Auf einem Gebiete aber haben wir ſchaudernd erlebt, was es heißt, von den Mänaden überraſt zu werden: es iſt die Litteratur.

Da ſind ſie eingebrochen mit dem Gekreiſch „Modern! Evoë, modern!" und es bleibt nichts übrig, als bei Seite zu treten, das Haupt zu verhüllen, und den Schwarm vorüber toben zu laſſen — einmal muß ja doch die Schlaffheit nach dem Rauſche eintreten.

Der große Moment.

Jemand iſt verſucht, etwas unehrenhaftes zu thun: Die Frau eines Freundes hat ſein Blut in Wallung gebracht. Er will widerſtehen. Sie

verzieht den Mund zu jenem Lächeln, das grimmigere Pein bereitet als Zorn und Haß.

„Wie unmodern!“ flüſtert ſie.

Was iſt nun dies modern, dies Zauberwort, das einer Varietät der Menſchen ihre geheimnisvolle Ueberlegenheit giebt?

Es ſcheint ein Wort von einer umfaſſenden Bedeutung. Zugleich müßte es zu allen Zeiten dageweſen ſein: es iſt z. B. ſicher einmal modern geweſen, einen Kreuzzug „mitzumachen“.

Dennoch läßt ſich für jenes Modern, das niemals ausgeſprochen oder auch nur gedacht wird, ohne daß die Geweihten ſich vor einander verbeugen und die Unmodernen verachten, ſogar die Geburtsſtunde beſtimmen.

Das Dogma von der Willensfreiheit war vor dem Scharfſinne Kants und Schopenhauers gefallen. Aber die moraliſche Verantwortlichkeit mußte gerettet werden.

Die beiden Meiſter ſtützten das Gebäude, indem ſie das Dogma von der intelligibeln Freiheit des Willens einſchoben, und Kant leitete daraus ſeinen kategoriſchen Imperativ ab. Bei Schopenhauer lieſt man bereits zwiſchen den Zeilen, daß es mit dieſer Freiheit ſo gar viel im Grunde nicht auf ſich hat: ſie iſt eigentlich nur dazu gut, daß der Wille, nachdem er ſich in ſeiner ganzen

Verwerflichkeit erkannt hat, ſich verneint und ins Nichts flüchtet.

Der Beweis für das Daſein einer intelligibeln Freiheit iſt der mangelhafteſte, den es giebt, ſie wird eigentlich nur aus dem Gefühle bewieſen, aus der unmittelbar empfundenen Gewißheit: es muß irgendwo eine Freiheit geben.

Es gehörte kein Rieſe dazu, um dieſen Stein wegzuziehen; wer nur erſt den Entſchluß gefaßt hatte, für den war es auch ſchon gethan.

Aber die Meiſter hatten ihn mit ſolcher Baukunſt eingeſchoben, daß mit ſeiner Wegnahme das ganze, uralte Gebäude zuſammenſtürzte.

So war es am Ende wohl erklärlich, daß Friedrich Nietzſche, nachdem er verkündet hatte: es giebt keine intelligible Freiheit, alſo giebt es auch keine Verantwortlichkeit — ſich wie ein himmelſtürmender Titan erſchien. Er war es, er, der furchtbare Beſieger der Moral, der Verkünder einer unermeßlichen, ungeahnten Freiheit, der Prophet eines völlig neuen Zeitalters: dem der völligen Verantwortungsloſigkeit. — In Wahrheit war nur bewieſen, daß ſich philoſophiſch weder eine Freiheit des Willens, noch eine Verantwortlichkeit konſtruieren läßt.

Wer darf nun noch Strafen verhängen? fragte Nietzſche triumphierend. Aber ſiehe da: der Racker von Staat ließ das Strafgeſetzbuch ruhig

beſtehen, als hätte kein Nietzſche aufgeklärt; die menſchliche Geſellſchaft fuhr in ihrer ewig geſtrigen Stumpfheit fort, böſe und gut zu unterſcheiden.

Das war es: Dieſe ganze Unterſuchung hat nur einen gewiſſermaßen ſachlichen Wert, den einer philoſophiſchen Doktorarbeit.

Jede menſchliche Geſellſchaft wird ſo handeln, als glaubte ſie an eine Verantwortlichkeit. Uebrigens: auch Nietzſche ſelber konnte natürlich ohne Wertſchätzungen niemals auskommen; ſchon von dieſem Geſichtspunkte aus iſt ſein Uebermenſch eine Inkonſequenz.

Seine Anhänger, die ſich bei ſo langweiligen Dingen wie Konſequenz niemals aufhalten, erkannten richtig, daß Nietzſche immer nur Theoretiker geblieben iſt. Nicht zu einem ſimpeln Ehebruch hat er es gebracht. Dies nachzuholen, die kühne Theorie in noch kühnere Thaten umzuſetzen, ſind die „Nitzſcheaner" mit Eifer und Erfolg beſtrebt.

Das iſt der Kern, iſt die eigentliche Weſenheit deſſen, was die Begeiſterten, ein Weiberhaufe an der Spitze, der beſtürzten Welt als „die Moderne" verkünden.

Man vernahm vor einiger Zeit, daß eine der Führerinnen, eine ganz, ganz Unabhängige, einen Türken geheiratet hat.

O Gott, dachte man mit ſchaudernder Be-

wunderung, dieſer mutige Moslemite legte ſich einen Harem von Ueberweibern an. Welch ein Kismet!

Aber es liegt ein wenig anders.

Als die Moderne ihren Harun Bey, der damals noch anders hieß und kein Türke war, zum Gatten begehrte, ſtand ein kleines, gewiſſermaßen formales Hindernis im Wege: er war bereits verheiratet, und unſere zopfige Geſetzgebung geſtattet bekanntlich nur einen Mann und eine Frau. Was lag näher, als daß er ſich zum Islam bekehrte?

Es gab allerdings ſchließlich auch andere Wege für die beiden Uebermenſchen, zu einander zu kommen. Warum wählten ſie gerade dieſen, der — gut und böſe ganz bei Seite gelaſſen — für jeden Unbefangenen geſchmacklos bis zum Widerwärtigen iſt? Ganz einfach: die Sache erregte ſo mehr Aufſehen. Die Unabhängige ſonnt ſich in der Bewunderung der Modernen im Lande und ſchwillt vor Hohn, wenn ſie an die dummen „Moraliſten" denkt.

Geſchlechts-Größenwahnſinn.

Es war einmal Mode, an der Geliebten einzig die ſchönen Augen zu beſingen. Das Auge galt als Mittelding zwiſchen Leib und Geiſt, als un-

mittelbare Verkörperung der Seele, und anders als von Seele zu Seele zu lieben, hielt man damals eines feingebildeten Menſchen, und nun gar eines Dichters, für ganz unwürdig. Zweifellos empfinden wir heute dieſe Lyrik als ſentimental, unnatürlich.

Von einer Modernen, die ſich überflüſſiger Weiſe „Hans“ nennt, leſen wir:

„Durch die ſtrenge Wolle (!) ihres blauen Rockes fühlte er ihre Beine, dieſe feinen, langen, weichen und ſo ſtahlfeſten Beinchen, die er anbetete.“

Die Moderne ſchlägt uns Männern alſo vor, ſtatt der Augen lieber die Beine anzubeten.

Die ſchwerbeladenen Stützen unſeres Leibes in allen Ehren, aber angebetet werden ſie nicht, es ſei denn in einer außer Rand und Band geratenen Weiberphantaſie.

Die Feder einer andern raſt alſo über das Papier:

„Selige Frau! Wie hat Gott doch ſeine ganze Allmacht in Deine Hände gelegt! Wenn Du Ja winkſt (!!) kommt das Glück und krönt die Stirne Deines Liebſten mit dem Kranz des Siegers. Wenn Du verneinend Dein Haupt bewegſt, ſo iſt er zum Tode verurteilt. Wahrlich, ihr Frauen, ihr ſeid Schickſalsgöttinnen.“

Der Sinn dieſer Verzückung iſt: Sie hat

einen ſchwindſüchtigen Profeſſor geheiratet. Während der erſten Monate ihrer Ehe ſind ſie nicht ſo recht — hm — verheiratet. Endlich aber „winkt ſie Ja", und der Profeſſor, der ſich bis dahin, eingedenk ſeiner Stellung als Angehöriger des minderwertigen Geſchlechtes, in Geduld gefaßt hat, wird geſund.

Dergleichen Fälle kommen vor, ſagen die Aerzte. Eine „Schickſalsgöttin", unter der man ſich natürlich eine ganz Moderne vorzuſtellen hat, braucht aber nicht darum bemüht zu werden; ein geſundes Landmädel iſt ſogar ſehr viel ſicherer.

Der Gatte lallt zu der Jawinkerin: „Dein Haar iſt wie reifes Korn, Dein Mund wie junge Mohnblüten, Deine Augen gleichen zwei ſchwarzen Waldſeen, auf denen verſtohlene Sonnenlichter tanzen. Ueber Deine ganze hohe, ſchlanke Geſtalt geht ein Wiegen und Wogen. Geheimnisvoll ſchmiegen ſich Deine Gewänder an Dich an. Selbſt wenn ein Windſtoß ſie bewegt, flattern ſie nicht, ſondern ſchließen ſich enger um Dich."

Weshalb der Herr Profeſſor über dieſe Eigentümlichkeit der Kleider — ich denke mir, es ſind Seidenſtoffe — ſo außer ſich gerät, iſt nicht recht einzuſehen. Daß ihm das Anſchmiegen der Kleider an den weiblichen Körper geheimnisvoll erſcheint, könnte man als lobenswerte Unerfahren-

heit deuten, wenn man nicht geleſen hätte, daß er in ſeiner Jugend der beſte Bruder gar nicht geweſen iſt. Aber es iſt ja begreiflich, daß der tägliche Umgang mit einer Schickſalsgöttin dem Profeſſor die Sinne durcheinander geworfen hat.

Einer, dem ſie einen Korb giebt, meint gar: „Marie Thereſe Du töteſt ſiebenmal an einem Tag.“ Und in ſo ſtarrer Höhe thront ſie über menſchlichen Dingen, daß ſie dieſen Aermſten gleichmütig laufen läßt, ſtatt einen Arzt zu holen.

Die Dritte im Bunde, die Türkengattin, veröffentlichte einen Roman „Halbtier“. Das Halbtier iſt die Frau, richtiger die Sklavin, eines angeſehenen Schriftſtellers, der trinkt und liebt und dem armen „Halbtier“ überläßt, wie es mit dem kümmerlichen Haushaltsgelde auskommt. Der Sohn, ein Gymnaſiaſt, kommt ſinnlos betrunken nach Hauſe; ſeit dieſem Abend wird er vom Vater als gleichberechtigter Kamerad behandelt.

Ein Mädchen wird durch die Schuld dieſes Sohnes unglücklich und ſtirbt qualvoll; er wird grob, als ihn ſeine Schweſter am Morgen nach dem Tode daran erinnert, er will ſich das Frühſtück nicht verderben laſſen.

Ein Schwiegerſohn iſt ein großer Maler, aber ein gemeiner Schuft, indeſſen keiner der gewöhnlichen Art, ſondern zu einer beſondern Varietät gehörend, die beſonders in Berlin gezüchtet wird.

Nur ein kleiner Zug: ſeine Frau, ein liebes, ſanftes Geſchöpf, macht eine ſehr ſchwere Entbindung durch. Da erklärt er, daß er ſich „äſthetiſch beleidigt" fühle, und unternimmt eine Vergnügungsreiſe.

Die Verfaſſerin muß wirklich vom Mißgeſchick verfolgt ſein, daß ſie in ihrem Leben — abgeſehen jedenfalls von ihrem Harun — keine anderen Männer, als Trottel und Hallunken kennen gelernt hat.

Ueber dieſen Männern — man möchte ſagen Halbaffen — thront ein Ueberweib. „Sie gehören zur Maſſe!" ruft ſie dem Maler zu, als er ſich auch ihr gegenüber ſchuftig benimmt, und unter dem Donnerwort zuckt ſogar dieſer Schurke zuſammen. Das junge Ueberweib — darf man vielleicht kürzer ſagen das Uebermädchen? — zeigt ſich in ihrem Zorn als das, was in den Augen der Verfaſſerin eine „Natur" iſt: ſie geht in ihre Kammer und beißt in den Bettpfoſten.

Am Schluſſe benimmt ſich der Herr Maler doch wieder unpaſſend gegen das Uebermädchen — ſeine Schwägerin — worauf es ihn kurz und bündig totſchießt. Die Verfaſſerin hält das offenbar für ganz in der Ordnung.

Ich glaube nicht zu weit zu gehen, wenn ich in dieſen, durchaus typiſchen Fällen vom Geſchlechtsgrößenwahnſinn ſpreche. Zweifellos iſt

der Trieb, der den Mann zur Frau zieht, neben dem Hunger der stärkste in der Natur. Indessen so paßt es den Damen nicht. Die Natur redet ja in beiden Teilen gleich deutlich. Sie aber sehen in sich Wesen von einer anderen Art, Ueberweiber oder Göttinnen, zu deren Füßen entweder Teufel sich krümmen oder Marienpriester verzückte Gebete lallen.

Wem haben sie diese Selbstvergötterung nachgemacht?

Wem anders, als ihrem Idol Friedrich Nietzsche. Bei ihm ist's umgekehrt. Da sind die Frauen Geschöpfe, die ein rechter Kerl mit der Peitsche in der Hand regiert. Natürlich drehen seine weiblichen Schüler das Verhältnis um.

Wächst er nun heraus?

„Starke Wasser reißen viel Gestein und Gestrüpp mit sich fort, starke Geister viel dumme und verworrene Köpfe." (Friedrich Nietzsche, Menschliches, Allzumenschliches. Bd. I. S. 541.)

Es gab damals noch keine „Nietzscheaner", sonst hätte sie ihr Meister am Ende doch etwas schonender behandelt.

Welche Ausdrücke hätte er wohl über Leute gebraucht, die sich von einem eingebildeten Starken fortreißen lassen!

Wenn man Nietzsches eigensten Worten ohne weiteres glauben dürfte, so wäre er allerdings der Freieste der Freien. Die Wörter Freigeist und Freigeisterei kehren in „Menschliches, allzu Menschliches" so oft wieder, daß jeder Leser von Geschmack ihrer von Herzen überdrüssig wird.

Kein Erfahrener wird nun aber einem Geschäftsmanne trauen, der mehr als durchaus notwendig von Redlichkeit spricht. Männer wie Spinoza, Kant, Schopenhauer haben den Ausdruck Freigeisterei denn auch nicht häufiger gebraucht, als Hinz und Kunz.

Man wird also Nietzsches Freiheit mit aller Skepsis zu prüfen haben.

Der Schreiber dieses ist nichts weniger als ein gläubiger Christ. Aber er kann den Mann nicht für frei halten, auf den das Wort Christentum wirkt wie ein rotes Tuch auf einen Stier. Der wie der urteilsloseste Volkshaufe einen eben noch fast blindlings vergötterten — Richard Wagner — mit Steinen bewirft, aus dem einzigen Grunde, weil er „am Kreuze zusammengebrochen" ist. Der sich nicht für zu groß hält, um wie ein Straßenjunge zu schimpfen: „Die Priester sind Beefsteakfresser".

Ist dies das von ihm so sehr bewunderte Goethesche „Ansichherankommenlassen", worin sich die höchste Freiheit bethätigt?

Zweierlei fällt an Nietzſche ins Auge: das Feminine und das Scholaſtiſche.

Feminin iſt die Vorliebe des kränklichen Gelehrten für den robuſten „Uebermenſchen", feminin ſeine Sucht, über alles und jedes mitzureden, auch wenn ihm der Gegenſtand ſo fremd iſt, wie der Frau Harun das äſthetiſche Grundgeſetz des Maßhaltens, feminin endlich ſeine unglaubliche Selbſtüberſchätzung.

Dieſer Drang, über alles reden zu wollen, führt den Unſeligen ſogar auf die Politik. Den Kulturkampf erklärt er ſo: Um Frankreich und Rußland zu entfremden, muß Deutſchland dafür ſorgen, daß Frankreich ſo gründlich wie möglich katholiſch wird. Dies geſchieht, indem Deutſchland den Katholizismus bekämpft, denn um ſo intenſiver wird er ſich auf Frankreich werfen.

Es iſt ſchade, daß Bismarck dies, wie es ſcheint, nicht geleſen hat. Er hätte doch endlich einmal erfahren, was er ſich bei dem Kulturkampf eigentlich gedacht habe. Wenn er aber, wie man es ihm ja leider zutrauen kann, ſich auch von Nietzſche nicht hätte belehren laſſen, ſo wäre dem Alten doch die vergnügte Viertelſtunde, die ihm die Lektüre dieſes politiſchen Tiefſinnes bereitet hätte, von Herzen zu gönnen geweſen.

Der Staat, meint Nietzſche, würde als ein pudendum betrachtet, d. h. über ſeinen innern

Grund dürfe durchaus nichts erörtert werden. Dies beruhe auf ſtillſchweigender, allgemeiner Verabredung, und zwar deshalb, weil ſonſt ſogleich offenbar würde, daß der Staat eigentlich gar keine Berechtigung aufweiſen könne.

Wenn ein auf ſeine Kühnheit ſtolzer Primaner ſolche Weisheit von ſich giebt, wird ihn ein verſtändiger Lehrer lächelnd ausreden laſſen und ihm dann etwa ſagen: „Lieber, junger Freund, wenn Sie Ihre Abiturienten- und demnächſt Ihre Staatsprüfung werden beſtanden haben, dann leſen Sie einiges von dem, was kluge Männer über dies angebliche pudendum geſchrieben haben. Nach dieſer Vorbildung ſehen Sie ſich den Staat, wie er Sie allgegenwärtig und raſtlos umgiebt, etwa zehn Jahre hindurch offenen Auges an. Und dann wollen wir weiter über den Staat als pudendum reden.“

Und Nietzſche fühlte ſich gerade an dieſer Stelle ſeiner Entwickelung als Hiſtoriker, lächelte mitleidig über die Philoſophen, die ſo gar nicht hiſtoriſch zu denken verſtehen!

Ueberall dieſelbe ſchon halb verrückte Selbſtüberhebung: ein Hammerſchlag und in Scherben liegt der Staat, wie vorhin die Moral, zu den Füßen des Dr. phil. Friedrich Nietzſche.

Darwin nennt er den „achtbaren aber mittelmäßigen Engländer“. Man hört heraus, wie

geistreich und überlegen er sich dabei vorkommt. Aber dieser „achtbare", still seinen mühsamen Weg gehende Gelehrte ist denn doch unermeßlich viel weiter gekommen, als der genial hüpfende Aphorist. Wenn Darwin auch einmal überholt sein wird, er bleibt ein Eckstein der menschlichen Erkenntnis. Wie bald wird dagegen Nietzsche in die Luft ragen, über seine Umgebung freilich hinausgewachsen, aber eine kleine Spitze für sich, ein etwas wunderliches Zierwerk; schade immerhin, wenn es nicht da wäre, indessen für das Gebäude doch recht unwesentlich.

Die Sucht, als kühner Neuerer aufzutreten, äußert sich bisweilen in den spaßhaftesten Schrullen, so wenn er regelmäßig zwischen Substantiven und diesen gleichwertigen Adjektiven oder Participien das Komma wegläßt, zum Beispiel: „. . . wenn diese den Eindruck des Geistreichen Hinreißenden Belebenden Kräftigenden macht."

Er hat wohl nicht gewußt, daß ihm diese kühne Neuerung ein Dichter vorweg genommen hat: „Es lief ein Hund in die Kuchen in den Speisesaal ins Laboratorium ins Refektorium."

Immo, tu es scolaris.

In düstern Zellen, abgesperrt von Leben und Wirklichkeit, saßen die Mönche, die Träger der

Bildung ihrer Zeit, und schrieben. Ihr Hauptthema waren ursprünglich die Tifteleien der Kirchenväter. Aus Dogmen, Theorien, dumpfigen Blasen des Gehirnes mußten sie ihre Welt schaffen, eine Welt, die mit der, welche da draußen webte und wirkte, nichts gemein hatte. Ueberzeugt von der absoluten Selbstherrlichkeit des menschlichen Geistes, hätten sie den aufs tiefste verachtet, ihn auch wohl verbrannt, der gelehrt hätte, dieser Geist könne sich nur durch Eindrücke von außen heranbilden. Erfahrung und Anschaulichkeit lehnten sie ab mit einem Hochmut, der heute, wie schließlich jeder Hochmut, etwas komisches hat.

Unermeßlich sind die Folgen dieser Denkungsart, die wir die scholastische nennen. Goethe war es, vor dessen hellem Auge das Grübelwesen verflog, wie ein nächtlicher Nebel vor der Morgensonne.

Aber wir müssen uns nicht einbilden, hier wenigstens wäre die Spur des Olympiers an keiner Stelle mehr zu verwischen.

Hinter ihm schlug der Nebel wieder zusammen, und soviel auch seitdem gegen ihn gethan ist — besonders auch durch Schopenhauer — die Jahrhunderte haben ihn in so dichten Ballen auf die Erde gebreitet, daß man immer wieder unversehens mitten darin ist.

Mit der armseligen Einseitigkeit unsrer „rea-

listischen" Bildung läßt sich eine Kultur — das bedeutet die Scholastik denn doch immerhin — allerdings ignorieren, aber ganz gewiß nicht überwinden.

Nietzsche bemerkt mit Recht, daß auch Schopenhauer zu Zeiten ins Scholastische — Nietzsche drückt es anders aus — zurückfällt.

Aber von dem langen Zopf, der ihm selber hinten hängt, hat er keine Ahnung.

Mit wie kurzsichtigen Gelehrtenaugen er das wirkliche Leben — das man seine ewig spröde Geliebte nennen könnte — betrachtete, zeigt sich an gelegentlichen Aeußerungen, wie: es fehle den Südländern an Erwerbssinn. Das sagt er, der so lange in Italien gelebt hat!

Nirgends aber zeigt sich Nietzsches Mangel an Anschaulichkeit deutlicher, als wo er über Frauen spricht.

Er selber klatscht sich allerdings Beifall: „Wenig kennt Zarathustra die Weiber, und doch hat er Recht über sie." — Wirklich?

Die Frauen haben es überall verstanden, meint er unter anderm, sich durch Unterordnung den überwiegenden Vorteil, ja die Herrschaft zu sichern.

„Selbst das Pflegen der Kinder könnte ursprünglich von der Klugheit der Weiber als

Vorwand benutzt sein, um sich der Arbeit möglichst zu entziehen."

So etwas spintisiert sich ein echter Klosterbruder zurecht. In einer Umdrehung könnte solcher Einfall auch im Hirne eines jener Schreckensweiber entstehen, die mit stechenden Augen von der Tribüne hinabstarren und gellend in den Saal kreischen: Die Männer haben sich seit Jahrtausenden in teuflischer List verbündet, uns zu knechten, auszusaugen, zu schinden!

Nietzsche hätte sich am Ende sagen können, daß eine so uralte und allgegenwärtige Einrichtung wie die, daß die kleinen Kinder von den Müttern gepflegt werden, nicht auf einem so ephemeren Dinge, wie berechnender Schlauheit, beruhen kann. Und wenn er sich hie und da zu dem „achtbaren aber mittelmäßigen Engländer" herabgelassen, die Natur beobachtet hätte, so wäre ihm wohl nicht entgangen, daß bei einer sehr großen Klasse von Geschöpfen die Männlein schlechterdings nicht im Stande sind, das wichtigste für ihre Jungen zu thun: es sind die Säugetiere, zu denen ja auch wir gehören.

„Die Abgötterei, welche die Frauen mit der Liebe treiben, ist im Grunde und ursprünglich eine Erfindung der Klugheit, insofern sie dadurch ihre Macht erhöhen und sich als begehrenswerter darstellen."

Der gewiegteſte Staatsanwalt kann dieſem Spürſinne gegenüber einpacken; was iſt der dolus eventualis im Vergleich mit einer ſo tief verborgenen Hinterliſt, wie ſie Nietzſche an den Frauen enthüllt!

Mit der Erfüllung ihrer ſpeziell weiblichen Obliegenheit, dem Führen des Haushaltes, verſtehen ſie nach ihm aus gleichem Grunde ein „ſinnverwirrendes Aufſehen" zu machen.

Nein, das thun nur die ſchlechten Hausfrauen. Die guten machen es im Gegenteil wie die echten Künſtler: ſie laſſen die Schwierigkeiten nicht merken.

Erſtaunt begegnen wir dem Moralzertrümmerer als geſtrengem Moraliſten: „Jene Mädchen, welche allein ihrem Jugendreize die Verſorgung fürs ganze Leben verdanken wollen, und deren Schlauheit die gewitzigten Mütter noch ſoufflieren, wollen ganz dasſelbe wie die Hetären, nur daß ſie klüger und unehrlicher als dieſe ſind."

In dieſem Falle iſt freilich der Mangel an Anſchaulichkeit durchaus reſpektabel: Nietzſche hat ſicherlich nie eine Hetäre geſehen. Er könnte ſonſt unmöglich verkannt haben, wie gründlich er mit jener Gleichſtellung vor der lebendigen Wirklichkeit Unrecht hat.

Hören wir ihn über die Ehe. In der Bibel der „Nietzſcheaner", im Zarathuſtra, empfiehlt der

Meiſter eine „Ehe auf Probe", und es iſt herauszuhören, wie ſchöpferiſch er damit ſo manches Uebel beſeitigt zu haben glaubt, und wie er ſich als wilden Revolutionär fühlt.

Sicherlich würden viele Verſtändige den Gedanken gar nicht ſo übel finden.

Nur freilich: bei jeder wiſſenſchaftlichen Aufgabe nehmen wir an, daß der ihrer Löſung am wenigſten nahe kommt, welcher die Schwierigkeiten nicht bemerkt.

Nietzſche erörtert nur eine Frage nicht: was ſoll aus den Kindern werden, wenn die Ehe die Probe nicht beſteht?

Er überſieht, daß nie ein Menſch darauf gekommen wäre, die Ehe für eine „heilige" oder auch nur vom Staate zu ſchützende Inſtitution zu erklären, wenn ſie nicht beſtimmt wäre, Kinder zu erzeugen.

Aber ſolche Bedenken fechten ihn nicht an; geiſtreich um jeden Preis, du ſollſt und mußt verblüfft werden.

Er begreift auch ſonſt recht gut, daß die Ehe im Grunde nur der Kinder wegen da iſt.

„Pfeil und Wille zum Uebermenſchen" ſoll ſie ſein; „Seelenfreundſchaft zweier Menſchen verſchiedenen Geſchlechts, zum Zweck der Erzeugung und Erziehung einer neuen Generation geſchloſſen."

Es ist schade, daß der erhebende Gedanke an solche „Seelenfreundschaft" so leicht durch die Erinnerung an Verse gestört wird, wie

„Dämmrung war es, als Adele
Mit dem Freunde ihrer Seele" —

Doch hat dies instinktiv mißtrauische Lächeln bei dem Worte „Seelenfreundschaft" seinen guten Grund: die Natur ist es, die sich dagegen auflehnt.

Auch dafür weiß Nietzsche Rat: der Mann mag sich neben der Frau noch eine Konkubine halten, meint er gelassen.

Wie es sich gehört, sehen wir auch hier von jedem Einwand ab, der irgend in gut und böse wurzelt, und fragen nur: wie, wenn der Ehemann mit der Konkubine auch Kinder zeugt? Wird dann auch sie zur „Seelenfreundin", so daß nun wieder eine neue Konkubine nötig wird, und so fort?

Also sprach —

Nietzsche verlangt mit Nachdruck mehr Kunst, nicht vom Künstler ausgeübt, nicht Kunstwerke, sondern eine das gesamte Leben durchdringende, verschönernde Kunst.

Wenn aber jenes Zukunftsideal verwirklicht wird, wenn nicht mehr Liebende sich finden, sondern die Paare durch so etwas wie eine künstliche Zuchtwahl bestimmt werden, wenn an Stelle des

freien, anmutigen Spiels von Neigung, Werbung und Wettstreit die bedächtige Frage tritt: welche Kinder werden wir zeugen? — dann könnte man um den künstlerischen Rest, der unserm Leben noch erhalten ist, angst und bange werden.

Man hat gesagt, Nietzsche sei freilich nicht der große Philosoph, für den er sich hielt, aber ein Künstler, ein Dichter — welche Künstlerschaft sich selbstverständlich einzig im „Zarathustra" geoffenbart hätte.

In einer Besprechung über „ältere Kunst und die Seele der Gegenwart" meint Nietzsche, Beethovens Musik, so gespielt wie von ihm gemeint — „historisch vorgetragen" drückt er es aus — würde „nicht zur Seele der Gegenwart, sondern gespenstisch zu Gespenstern reden!"

(Statt Seele der Gegenwart setzte er wohl richtiger ihre Nerven.)

Er läßt nun Beethoven wieder auferstehen und zuhören, wie ein moderner „Meister des Vortrags" eine seiner Sonaten „beseelt". Beethoven schwankt eine Weile zwischen Segnen und Fluchen, hält sodann einen bedächtigen Vortrag, dies sei „weder Ich noch Nicht-Ich" und schließt mit den Worten: „So habt denn Recht und laßt mich wieder hinab."

Neuerdings hat man ja Beethovens Art, sich auszudrücken, aus mehreren aufgefundenen Briefen

in ungemein charakteristischer Form kennen gelernt. Danach würde er, wenn er einen unserer Sterne des Klaviers seine Sonaten mit der modernen „Beseelung" vortragen hörte, sich doch wohl wesentlich kürzer fassen; am Ende möchte er sich auf ein einziges Wort beschränken: „Saukerl".

Die angebliche Verfeinerung und Beseelung der Modernen ist in Wahrheit nichts anderes als ein nervöses Verweiblichen der Kunst, ein Durchdringen nicht mit dem Goethe'schen „Naturell", sondern mit dem sprunghaften, gewaltsamen, schwächlichen, krankhaften, was man unter der Bezeichnung hysterisch zusammenfaßt.

Da giebt es nicht jenes langsame Entwickeln des monumentalen, organischen Grundgedankens bis zu seiner höchsten Tiefe und Gewalt, das die ganze Kraft und die ganze Besonnenheit des Meisters erfordert, das uns aber auch unwiderstehlich mit sich zieht auf die Höhe des Erhabenen oder in den Sturm der Leidenschaften; nicht jenes bewußte Nachlassen, jenes weise Beschränken, das dem Künstler und dem Genießenden Raum giebt, sich auszuruhen, zu sammeln.

Wie die Beredtsamkeit der Weiber setzt das moderne Kunstwerk sogleich mit dem ein, was es sich als seinen höchsten Gipfel aufsparen sollte; kann nicht eine Sekunde inne halten, ehe es uns nicht alles, was es uns zu sagen hat, laut und

zungenfertig ins Ohr gerufen hat, — worauf es denn, nachdem ſein Pulver verſchoſſen iſt, da es ſich doch noch lange nicht entſchließen mag, zu enden, ſeinen Sermon von vorne anhebt, ohne ſelber zu merken, daß es uns ewige Wiederholungen in wenig geänderter Form auftiſcht.

Die dummen Jungen der Litteratur, die niemals ausſterben, zucken die Achſeln über die Symbolik des alten Goethe, wie ein Gamin, die Hände in den Hoſentaſchen, ſich das Denkmal eines großen Mannes anſieht.

Gewiß, im zweiten Teil vom Fauſt iſt manches ſymboliſch. Aber es geſchieht auch etwas, und zwar vieles, was keineswegs ſymboliſch iſt.

Nun aber dagegen ein Buch wie Zarathuſtra! 476 — in Buchſtaben: vierhundertſechsundſiebenzig — Seiten, vom erſten bis zum letzten Buchſtaben ſymboliſch, und was für eine Symbolik.

Ein echtes Kind der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, nervös bis in das Mark, grillenhafter Beobachter ſeiner eigenen peinlichen Empfindungen, kleidet ſeine zugleich unruhigen und ſpitzigen Gedanken in die Poſaunen gleich zu allem Volke tönenden Worte eines Propheten vom Berge Horeb. Das mag zu ertragen ſein, als das, was es eben iſt: ein gelegentlicher Einfall; aber nicht durch — ſchlecht gerechnet — hundertfünfzig Kapitel, die ohne Ausnahme

mit den Worten „also sprach Zarathustra" schließen.

„Er hat es gesagt" — das ist eigentlich erst zulässig, wenn „er" längst tot ist, oder aber, in spärlich durch die Jahrhunderte verteilten Fällen, es als Lebender zu so unermeßlichen Wirkungen gebracht hat, wie Goethe und Bismarck; wenn aber Einer unausgesetzt von sich selbst ruft: „Er hat es gesagt", so denkt der Leser von Geschmack etwa: der parodiert wohl absichtlich den Mißbrauch des Goetheschen „Nur die Lumpe sind bescheiden!"

So fehlt denn auch im „Zarathustra" jede Steigerung — natürlich: was soll sich denn noch steigern, wenn jedes Wort ein ganzes und sicheres Evangelium darstellt? Und von diesem Gesichtspunkte aus lassen wir uns auch die unendlichen Wiederholungen in Ergebenheit gefallen: ein Evangelium verträgt es wohl, in zwanzig verschiedenen, wenn auch einander recht ähnlichen Formen erzählt zu werden.

Daß man aber ein großes, dickes Buch, angefüllt vom ersten bis zum letzten Buchstaben mit Sentenzen, die wie Hammerschläge niedersausen, jeder einzelne mit der gleichen Muskelkraft geführt, wie der vorhergehende und der folgende, und das alles gekleidet in eine Symbolik, deren Mannigfaltigkeit so eben für einen halben Akt im zweiten

Teile des Faust gereicht hätte, — daß man dies mit Erfolg als das Werk eines Dichters ausruft, kaum sechzig Jahre nach Goethes Tode, — das ist eben auch ein Teil der schalen Komödie „Moderne Litteraturgeschichte".

„Ich muß einen Irrtum berichtigen. Der Vorname unseres Urgroßonkels mütterlicherseits war nicht Klaus sondern Kasimir."

So berichtet in viel gelesenen Zeitschriften Nietzsches pietätvolle Schwester mit wissenschaftlichem Ernste. Die Gemeinde horcht, schreibts nieder mit emsigem Griffel und atmet auf. „O, eine verdienstliche Enthüllung! Welches Unglück, wenn sich dieser Irrtum wie eine ewige Krankheit durch die Jahrhunderte fortgeschleppt hätte! Was wäre das für eine Nachwelt geworden, die sich in dem Wahne verrannt hätte, Nietzsches Urgroßonkel mütterlicherseits hätte mit Vornamen Klaus geheißen!"

Zweimal hat sich das deutsche Publikum im Falle Nietzsche blamiert.

In der zweiten Blamage ist es gerade mitten drin.

Götz von Berlichingen und die Leiden des jungen Werther haben die Litteratur jener Zeit nicht annähernd so beeinflußt, wie der „Zarathustra" unsere moderne, wesentlich von Damen bereitete Lesekost.

Wenn die Uebermenschen sich ausgetobt haben, und die Dinge mit der unangenehmen Deutlichkeit der Ernüchterung betrachtet werden müssen, wird man mit Beschämung erkennen, daß die „Moderne" ein Buch als ihren Kodex angesehen hat, durch dessen Zeilen allenthalben, oft verschwindend, aber gespenstisch immer wieder auftauchend der beginnende Wahnsinn grinst. Die Psychiatriker werden das Wort haben. Sie werden sich darüber äußern, ob nicht die maßlose Selbstüberschätzung Nietzsches den „fixen Ideen" untergeordneter Geister, die sich für Kaiser und Könige halten, verwandt ist. Eine fernere Seltsamkeit, schon aus früherer Zeit als „Zarathustra" wird ihre Aufmerksamkeit erregen: ein geradezu peinigendes Suchen nach Gründen, wo keine sind.

„Hinaus ins Feld, ins Freie, wo wir hingehören!" sagt Goethe, und es bedarf nicht weiter Fragens.

„Wir sind deshalb so gern in der freien Natur, weil sie keine Meinung über uns hat", behauptet Nietzsche.

Gewiß, hier spricht wieder der Mönch in der Klause. Aber man wird doch auch daran erinnert, daß in allerhöchstem Grade nervenkranke Personen sich mit Fragen quälen, wie die, warum die Bäume höher sind, als die Menschen.

Und auch über jene andere Seite werden sich die Aerzte zu äußern haben:

„Ihr müßt mich nicht nach Gründen fragen. Es ist lange her, daß ich meine Meinungen gebildet habe."

Das ist ein Leitsatz für den „Zarathustra".

Wie kann der wilde Hasser jeder Autorität uns so etwas zumuten? Wie kann er selbst sich damit begnügen? Er weiß doch wohl am eigenen Leibe, daß jedem Denkenden eine Meinung, die er nicht begründen kann, wertlos ist?

Nun, er hat es kaum ein Hehl: er weiß die Begründung wirklich nicht mehr. Jene stille Konzentration des Geistes, die erforderlich wäre, rückdenkend seine Meinungen vor sich selber zu begründen, ist seinem schon von der Krankheit angefressenen Gehirne nicht mehr möglich: er kann nur noch in Aphorismen denken. — Es war nichts weniger als eine Schwäche, daß Nietzsche selber aus dieser Not eine Tugend machte. Der geistig Hochstrebende wollte sich bethätigen, so oder so.

Eins darf man übrigens nicht verschweigen: daß Nietzsche zuletzt Aufsehen erregen wollte, Aufsehen um jeden Preis, — das kann man wenigstens begreifen.

Er konnte beanspruchen, gehört zu werden.

Aber das ist jene erste Blamage:

Das deutsche Publikum, in der Verkennung seiner großen Männer unter allen toten und lebenden Kulturvölkern, die darin doch samt und sonders auch wackeres geleistet haben, unerreicht dastehend, hörte ihn nicht. Er paßte nicht in die Zeitungen, wie seine Sudermann und Gerhart Hauptmann.

„Wie? Dieser unermüdliche Nörgler hält sich darüber auf, daß andre Leute Nietzsche nicht gelesen haben? Was hat denn er gutes an ihm gelassen?"

Nun, zweierlei:

Erstens, er hat die Kunst der Sprache wieder — zu Ehren gebracht, kann man nicht sagen, denn er hat hierin keinen einzigen Nachfolger gefunden; aber doch geübt.

Zweitens, er war bei all seinen Irrtümern und Geschmacklosigkeiten ein höchst geistreicher Mann.

Das ist wenig, werden die Litteraten von heute sagen.

Mit Verlaub, meine Theuren, das ist mehr als ihr alle zusammen!

Wo ist denn noch Einer in der heutigen Generation, dem die deutsche Schriftsprache, dies kostbare Erbe einer großen litterarischen Vergangenheit, etwas anderes wäre als ein schwerfälliges oder aufgeputztes oder einfach ordinäres Handwerkszeug?

Einige von den „Alten" schreiben ein ernsthaftes, verständiges, geschmackvolles Deutsch. Von den Neuern kein einziger.

Seine eigene höchst persönliche Sprache aber hatte in unsern Tagen außer Nietzsche eigentlich nur Einer: Bismarck.

Und geistreich?

Die Modernen lächeln überlegen: Veraltet, mein Lieber. Wer verlangt denn Geist vom Schriftsteller? Sehen, sehen, sehen!

Ja, so ist es recht. Das ist allerdings modern. Ein — vielleicht früher zeitweilig vernachlässigtes — Moment herausgegriffen und zum allein seligmachenden Schlagworte gestempelt. Dabei stehen sich Schriftsteller und Kritiker gleich gut, besonders, wenn sie, wie in diesem Falle, ihr Schlagwort so umsichtig wählen, daß Einer, der sich unterstände, Reichtum an Geist zu zeigen, von vorn herein verdächtig wäre, er könne nicht ordentlich „sehen". Aber es läßt sich auch niemand dabei betreffen.

Vestigia.

„Wenn ich nicht Alexander wäre, so möchte ich wohl Diogenes sein."

Jedes feine Ohr wird die leise Sehnsucht

vernehmen, die da durchklingt; sonst wäre ein Fußtritt natürlicher gewesen.

Aber das brutal Großartige in Alexander, das Zertreten alles dessen, was dem Stürmenden über den Weg lief, das Aufschäumen seines Machtwillens, kurz sein Uebermenschentum kam nur in solchen Augenblicken zum Durchbruche, wenn er dionysisch im strengen Sinne war: betrunken.

Und dabei war die Zeit so geeignet für Uebermenschen!

Man sollte statistische Erhebungen veranstalten, nicht unter hysterischen Weibern und jenen kostbaren Produkten des fin de siècle, hysterischen Männern, sondern unter verständigen und ernsthaften Leuten, wer wohl schon einen Uebermenschen lebendig gesehen hat.

Außer den Direktoren der Irrenhäuser und denen der Strafanstalten wird sich schwerlich jemand melden.

Aber in den Romanen, da laufen sie, ihrer eigenen Natur zuwider, in Massen umher, so daß man sich erstaunt fragt: Mein Gott, wo hatt' ich denn meine Augen, daß ich gar nicht sah, wie die Welt voller Uebermenschen ist? . . . .

. . . . . .

Manuela (schon der „süße" Name sagt, daß sie kein Ueberweib ist) hat einen gewissen Jost geheiratet und ist gestorben. Jost hat dann eine

Jungfrau Namens Sigrid geheiratet, Manuelas Gesellschafterin. Es geht ein Gerücht, beim Tode Manuelas wäre nicht alles mit rechten Dingen zugegangen.

(Aha! Jost, Sigrid — das klingt auch schon anders als Manuela!)

Da kommt über See ein exotischer Millionär.

Das ist ein Kerl! Er war der Schrecken der Seeräuber. Er besitzt: 1. eine märchenhaft eingerichtete Jacht, die er gelassen zu einem Spottpreise verkauft, damit er nicht, einem Versprechen gemäß, der ihm unsympatischen Frau Sigrid eine Fahrt darin gestatten muß; 2. einen echten Dajack, dessen Gehen dem lautlosen Schwingen einer Fledermaus gleicht; 3. eine sechzehnjährige echte Malayin mit dem süßen Namen Liukai; 2 und 3 von unerhörter Treue, denn er hat sie aus den Händen von Sklavenjägern und Menschenfressern befreit; 4. zwei Hunde, deren gleichen die Welt nicht sah, groß, tapfer und stark wie Löwen; 5. eine phänomenale Meisterschaft in allen ritterlichen Künsten — einschließlich natürlich im Radeln.

Er ist Manuelas Jugendgeliebter, Josts Jugendfreund, und — selbstverständlich — der Rächer.

Innerhalb fünf Minuten hat er Sigrid in sich verliebt gemacht, eine Kleinigkeit, über die sich Jost aber doch ärgert, ebenso wie über perfide

Anspielungen auf schlechtes Gewissen, und, last not least, über Niederlagen im Sport, die ihm der Exotische beibringt.

„Nun, das ist doch klar: der Autor will die Marlitt parodieren!"

Ja, wenn der Schluß nicht zu herbe wäre für die Gute:

Jost fällt über den Jugendfreund her und will ihn erwürgen. Der Dajack ergreift eine daliegende Hantel und schlägt den Angreifer in den Rücken.

Es ist Pech, denn der Exotische hat, durchaus Marlittsch, ein ritterliches Ende gewünscht, ein Duell. Aber das geht nun nicht mehr.

Sigrid übernimmt die Pflege des zum Tode verletzten, der aber, — und das ist der Haken, — möglicher Weise noch Jahrzehnte lang als vegetierendes Halbwesen seiner Pflegerin lästig fallen kann. Sie bringt ihm eine unverantwortliche Dosis Morphium und Chloral bei.

Jost erwacht aus einem Totenschlafe, nicht sehr vertrauensvoll in die Zukunft blickend. Er hört seinen Gegner im Zimmer über sich kramen. Er ruft ihn zu Hilfe. Jener kommt auch ritterlich herbei, und nach einer kurzen, aber ziemlich edeln Aussprache drückt er dem Jugendfreunde einen geladenen Revolver in die Hand und läßt ihn allein.

„Ja, das ist allerdings nicht mehr so ganz Marlittsch. Es ist ein Gemisch von ihr und Geschichten wie der Rote Pirat und seine Geheimnisse, eine Jugendschriftstellerei, die so recht geeignet ist, die Phantasie der Knaben zu verwirren."

O nein, das ist nicht für die Jugend geschrieben, sondern für die lieben Erwachsenen; und es war in einer Wochenschrift zu lesen, die unbestritten auf der Höhe der „Moderne" steht.

Siehe da das Rezept, einen Kolportageroman in moderne „Schriftstellerarbeit" umzuwandeln. Mit wenigen Strichen ist es gethan.

Jost und Sigrid haben etwas edles, und sind dabei doch recht gemeine Naturen. Starkgeistig ist besonders Sigrid, — die Frauen sind das gewöhnlich mehr als die Männer, — und dabei offenbar ziemlich unwissend. (Das mag sich ja auch wohl häufiger vereint finden, als man denken sollte.) Beide sehr erpicht darauf, unter Niedertretung der Schwächeren „sich auszuleben." (Sich ausleben muß Jeder, der ein bischen was vorstellen will.)

Der Exotische trieft von Edelmut. Dennoch hat er einmal vom sichern Mastkorbe aus Dutzende im Augenblick wehrloser Seeräuber niedergeknallt. Exotische Millionäre, die sich mit den Wilden herumschlagen, bekommen eben gar leicht einen Stich ins Uebermenschentum.

Denn das ist die Lösung.

Die drei Helden, aus Widersprüchen zusammengesetzt wie Nietzsches Musterbild selbst, sind Uebermenschen.

Der Verfasser hat sich legitimiert als Einer von der „Moderne".

Ins Höhere.

„Ans All zurück!"

Das ist noch einmal ein Titel! Ein Schauer des Geheimnisvollen durchweht ihn, andächtig warten wir darauf, zu den tiefsten Tiefen alles Wissens und Ahnens geführt zu werden.

So kommt es auch.

Eine junge Dame mit sehr schönem Vornamen und unbeschreiblich anziehenden, tieftraurigen, unergründlichen Augen, — solche gab es von jeher viel in Romanen, — verkauft Haselnüsse. Die Händler reißen sich darum, weil sonst niemand so große Haselnüsse zu ziehen versteht. Das Geheimnis verrät uns die Anziehende selbst: es ist Entendünger.

Die Dame erhält Besuch von ihrem Gegensatz: gesund, lebenslustig, ziemlich einfältig. Beide zusammen, — und das ist das Delikate dabei, — bilden einen Uebermenschen. In der

That, wenn man bedenkt, daß in Nietzsches Uebermenschen die krassesten Widersprüche sich vereinen, muß man die Genialität dieses Gedankens rückhaltlos anerkennen.

Die Gesunde ist verlobt und verliebt; aber sie betet die mit den unergründlichen Augen an, was für geschmackvolle Leute nicht angenehm zu lesen ist.

Sie reisen zusammen auf das Gut eines Onkels, das die mit den Haselnüssen bewirtschaftet. Der Onkel, ein alter Junggeselle, hat ihr sein ganzes Hab und Gut testamentarisch zugesichert. Er möchte gar nicht, aber er muß. Sie trinkt nicht Champagner mit ihm, ist ihm geradezu verhaßt, — aber er muß, denn sie ist ihm zu dämonisch.

Die Anziehende liebt Pflanzen und Tiere, selbst das Allernatürlichste, wie die Geburt eines Kalbes, ist ihr nicht im mindesten unangenehm.

Als aber eine Magd, die sich in einen Knecht verliebt hat und — na, und so weiter — sie anfleht, sie nicht wegzujagen, dreht sie sich voll Ekels ab und jagt sie doch weg. („Zwei Tiere haben einander erkannt" — würde Nietzsche das Verhältnis gestraft haben.)

Bis hierhin ist ja alles gut und schön, nur konnte die Verfasserin sich kürzer fassen, indem sie

ſich auf die betreffenden Stellen im „Zarathuſtra“ bezog.

Aber nein. Das war doch nicht wohl thunlich, denn am Schluſſe fällt ihr ſelbſt etwas ein.

Die Geſunde und Einfältige hat kein Geld und kann deshalb nicht heiraten. Da erkennt die mit den unergründlichen Augen, daß die andere eigentlich die Rechte iſt, die für's Leben übrig bleiben muß. Sie verzichtet zu ihren Gunſten auf das Vermögen des Onkels und — geht weg. Wohin? Ans All zurück? Oder ſind ihre Kühe und Kälber das All? Eine Kuh fühlt ihren Hunger doch im Grunde recht individuell.

Es bleibt etwas Geheimnisvolles, und ſo kehren wir befriedigt und erſtaunt, mit erweitertem Geſichtskreiſe, aus dem All in die Tageswelt zurück.

Noch höher.

Die Philoſophen ſagen, ohne den Tod gäbe es auch kein metaphyſiſches Bedürfnis. Nun iſt die Furcht vor dem Tode zunächſt ein Gefühl, das wir mit jedem Wollſchaf teilen, ein gemeines Gefühl. Aber es iſt einer Veredelung fähig.

„Zum höchſten Daſein immerfort zu ſtreben —“ das iſt alles, was ein vollkommener Menſch

von ſich für ſich verlangt. Wiſſen, Vernunft, Geſchmack vermehrt er täglich und ſtündlich. Aber was iſt das alles? Erreicht er jemals einen feſten Punkt? Iſt es nicht im Grunde nichts als Uebung?

Nur der ſeichte Bildungsphiliſter ſchätzt das Erlernte, weil er es eben weiß. Für den Strebenden iſt es kaum mehr als das Mittel zu immer höherer Thätigkeit. Er kann niemals ſagen: hier ſtehe ich und hier bleibe ich. Nach kurzer Friſt aber kommt der Tod und macht allem Streben ein Ende.

„Und iſt, als wäre nichts geweſen."

Denn daß das Gedachte und Gethane nun in Andern fortwirkt, geht den Sterbenden im Grunde wenig an; von ihm, von ſeinem Perſönlichſten, iſt es ein für allemal abgelöſt. Es hat damit eine eigene Bewandnis.

„Dein beſtgedachtes, in fremden Adern,
Wird ſogleich mit Dir ſelber hadern."

ſagt Goethe. Als ihm ſchon der Lorbeer ſo unangreifbar das Haupt bekränzte, wie kaum Einem Lebenden vor ihm, war ihm die Stellung der gelehrten Zeitgenoſſen zu ſeiner Farbenlehre wichtiger als ſein Dichterruhm.

So hat er ſich denn ſeinen eigenen Unſterblichkeitsglauben gebildet. Immer kehrt der Gedanke wieder: Das Gewöhnliche ſtirbt wirklich;

die Natur nimmt den Leib in ſich, und verwendet ihn, die ewigſchaffende, zu neuem Leben; wer ſich aber auszeichnet, großes leiſtet, den erhält ſie ſich perſönlich auch nach dem Tode des Leibes. Er äußert Eckermann gegenüber, offenbar im Ernſte, er hoffe nach ſeinem Tode auf einem andern Stern zu erwachen, wo denn auch noch „Nüſſe genug zu knacken" ſein würden.

Wenn es uns nun auch kaum gelingen wird, an dieſe Unſterblichkeit in realerem Sinne zu glauben, als man etwa an ein Schönheitsideal glaubt, ſo wird doch Niemand dem Alten die höchſte Bewunderung verſagen, der nach einem Leben voll Mühe und Arbeit von keiner doch ſo wohlverdienten Ruhe wiſſen will, ſondern ſich nichts Beſſeres weiß, als „immer fort zu ſtreben."

Plauſibler für den Verſtand erſcheint zunächſt Schopenhauers Nichts, das auf den erſten Anblick ſo fürchterliche Nichts. Aber wie angenehm enttäuſcht uns der alte Weltverneiner; ja, wenn dein Nichts ſo iſt —. Aber alsbald regt ſich auch der kritiſierende Verſtand. Wie, Herr Schopenhauer, wenn ein Andrer ſolche Weltanſchauung geäußert hätte? Würden Sie ihn nicht einen ſeichten Optimiſten genannt haben? Dies Nichts als einen ſo entzückenden Zuſtand zu denken, dazu berechtigt uns doch im Grunde — Nichts.

Nun eben, wird man einwerfen, das ist es ja — Nichts.

Ein vertracktes Ding, dies Nichts. Unmöglich, es in logischer Form zu verneinen. Aber es bejahen? Ein bejahtes Nichts?

Und auch das Gefühl lehnt sich auf.

Das Trostlose an Schopenhauers Philosophie ist nicht eigentlich sein Pessimismus. Sondern es ist dies, daß er, selber ein Fürst des Geistes, für die Großen unter den Menschen nichts Besseres weiß, als daß sie, gebrochen an dem unvermeidlichen Undank der Zeit, die Welt verneinen und sich für Nichts bereiten . . .

So wollte Nietzsche es nicht. Daß er ihn für seinen eigensten Gedanken hielt, den Gedanken von der ewigen Wiederkunft, während er ihn thatsächlich aus der lange Jahre zuvor betriebenen Lektüre der alten Stoiker entnommen hatte — das ist wieder Sache der Psychiatriker.

Hier ist nur wesentlich: der Gedanke taugt nichts.

Alles soll sich in Ewigkeit wiederholen, wieder und wieder, genau so, wie es jetzt geschieht, „auch ich und Du im Mondschein am Thor von ewigen Dingen flüsternd."

Also auch dem erhabensten Geiste bleibt kein anderer Trost, als daß er immer wieder auf den

Punkt anlangt, von dem er urſprünglich herausgewachſen iſt.

Wie winzig klein die Weltanſchauung des „Uebermenſchen" neben der des alten Goethe!

Und was ſagt die Vernunft?

Iſt nicht der Gedanke, daß der Welt nichts andres übrig bliebe, als immer wieder in endloſer Wiederholung denſelben Mechanismus abzuwickeln, recht eigentlich aus der Enge des menſchlichen Horizontes geboren? Sollte nicht die unermeßlich reiche Natur ſolcher armſeligen Beſchränkung lachen?

Immerhin hat der Gedanke eine gewiſſe düſtere Kraft, wenn man ſich Nietzſches tiefinnerlichen Peſſimismus vergegenwärtigt: alles, die ganze Weltgeſchichte mit ihren äußerſten Härten habe ich ſo gewollt und will es wieder ſo, bis in alle Ewigkeit!

Aber, der Frau Harun ſei Dank, es giebt auch eine heitere Form des Gedankens von der ewigen Wiederkunft.

Wir ſahen vorhin, wie dieſe Dichterin ein Uebermädchen den Herrn Schwager, der allzudreiſt wird, kurz und bündig totſchießen läßt.

Die Situation iſt kritiſch. Die Geſchworenen in Deutſchland haben leider keinen Funken von der romantiſchen Galanterie der franzöſiſchen; dem armen Uebermädchen bleibt nichts Beſſeres

übrig, als ſich ſelber auch hinabzuthun, und ſie iſt auch ſogleich dazu entſchloſſen. Aber die Laune läßt ſie ſich dadurch nicht verderben. Das iſt nur ein Uebergang, meint ſie; ich werde wiederkommen, und die Zeiten werden immer beſſer. Iſt's nicht in der nächſten Generation, dann in einer der ſpäteren, einmal erlebe ich's doch, daß wir Weiber das Heft in die Hand bekommen, und dann ſollt ihr Männer was erleben!

Des Meiſters Lehre von der ewigen Wiederkunft erſcheint alſo hier in einer milden Verklärung. Nennen wir ſie: die Lehre vom fidelen Wiederſehen.

Wieder hinunter.

Nicht immer iſt Frau Harun auf ein düſteres Ende erpicht. Aber ein bischen Pulverknallen am Schluſſe liebt ſie.

Und ſie iſt gerecht: es giebt doch auch Männer, die ſie gelten läßt.

Ein Maler mit ſtachligem Haar und von der modernſten Richtung. Uebermenſch.

Er hat — geheiratet. Geheiratet? Und ſo was will —

Wartets doch ab! Er hat ja eine geheiratet, die ſich dazu erſt ſcheiden laſſen mußte.

Ach so. Dann darf er mitreden.

Das junge Paar zieht nach München. Die Frau fühlt sich unglücklich. Sie wohnen vier Treppen hoch, leben einsam und sie erfährt aus ihrer früheren Gesellschaft nur, daß man sie mißachtet.

Den Uebermenschen ärgert ihr Gethue, und als sie sich voll Sehnsucht nach Liebe und Trost ihm um den Hals werfen will, sagt er streng: „Unvornehm, Ella, höchst unvornehm."

(Vornehm ist hier im Nietzscheanischen Sinne gebraucht.)

Er hat einige Wochen keine Lust zum Malen.

Wie nun der Meister aus seiner Gedankenhöhe nach nächstem und allernächstem verlangt hat, so kauft sich der Maler eine Hobelbank, kocht sich Leim und verrichtet Tischlerarbeiten.

Die Frau kann weder den Leimgeruch noch die beharrliche Unfreundlichkeit ihres Mannes vertragen und fühlt sich von Tage zu Tage unglücklicher, was eine sich ebenso regelmäßig steigernde Grobheit seinerseits zur Folge hat.

Hier muß man gestehen, daß Frau Harun sich auf die Erregung kräftig menschlichen Gefühles versteht. Wer empfände nicht den Wunsch, mit dem Herrn Maler ein ernsthaftes Wort zu reden, und wenn das, wie zu erwarten, an dem ganz Unabhängigen abprallt, ihn durchzuprügeln? —

Bald ist der Uebermensch des Geplärres satt, kauft sich einen Revolver und schießt ihn im Zimmer auf seine vor ihm stehende Frau ab.

Er muß ein miserabler Schütze sein, denn er schießt trotz der günstigen Umstände gänzlich vorbei.

Und der Erfolg?

Nun die Frau sieht ein, daß sie im Unrecht gewesen ist und fällt dem Uebermenschen jauchzend um den Hals, worauf es für das mal bei dem Geschehenen sein Bewenden hat und das Künstlerpaar sich einen vergnügten Abend macht.

? ? ?

Anders, versteht man wohl,
als sonst in Menschenköpfen,
Malt sich in diesem Kopf die Welt.

Non plus ultra.

Sie nennt sich Hans. Sie teilt gern spöttische Seitenhiebe gegen das Uebermenschentum aus. Sie verhöhnt eine gewisse Schriftstellerei: „Marcro — eigentlich hieß er Veilchenfeld — schrieb Artikel über ‚das neue Weib' für illustrierte Familien- und Frauenblätter. Das Sujet ging und bezahlte sich gut."

Die unglaublichsten Kunstwerke der Natur, Käfer, die sich unentdeckbar in Form und Farbe

eines mit Flechten bedeckten Zweiges anpaſſen, Schmetterlinge, die ſitzend von einem grünen Blatte kaum zu unterſcheiden ſind, erreichen keine höheren Zwecke, als ihre gröbſte Handwerkerarbeit, die ſandgelbe Farbe der Wüſtentiere und ähnliches. Wer getäuſcht werden ſoll, danach richtet ſich in dieſen Fällen die Mühe, die ſich die Natur giebt.

Mimikry nennt man das Manöver.

Allzuſcharfe Sinne ſcheint Hans bei ihrem Publikum nicht vorauszuſetzen.

Ich glaube übrigens, ſie hat ſich ausgegeben. Ueber „die Sembritzkys" kommt ſie nicht mehr hinaus.

In Einem iſt ſie unerreicht, man darf wohl ſagen, in der ganzen deutſchen Litteratur: es iſt die Sprache.

Man weiß, wie groß einem Leſſing das Wageſtück erſchien, in die deutſche Schriftſprache das eine neue Wort „empfindſam" einzuführen.

Hans lacht über ſo altjungferliche Bedenklichkeiten.

Aus ihrem unerſchöpflichen Vorrat nenne ich an dieſer Stelle nur „grapſchen" und „blubbern" — jenes mir von der Kinderſtube her in guter Erinnerung, während „blubbern" erſt aus dem Zuſammenhange — nicht begriffen, aber doch genoſſen werden kann.

„Die alte Lehndertz bei Frentzens hatte ‚Su'

auf Felix Treppenstiege gesehen und der Geheimrätin gepetzt. Su leugnet natürlich. Er dito. Aber es half nichts."

„Lotte hatte nur den einen Gedanken: Arnold Wiegand zu einer Heirat zu zwingen. Er sollte sie heiraten.

Sie war seine Geliebte. Bon. So versuchte sie es auf die Weise der Geliebten."

Im Lapidarstil drückt man sich aus, wenn jeder einzelne Satz so viel sagt, daß er wuchtig für sich allein dastehen kann. — „Er dito." „Bon".

Die Sprache wird hier zu einem Wunderwerk von Charakteristik, und Hans erreicht das, ohne sich den mindesten Zwang anzuthun. Mit souveräner Nichtachtung hüpft und tollt sie jenseits aller Gesetze und Ueberlieferungen dahin. Was geht sie und ihr Publikum die hohe Gestalt des Meisters der deutschen Sprache an! Können wir nicht über Goethe hinaus, so tanzen wir an ihm vorüber. Evoë! Der Lebende hat Recht, und „es bezahlt sich gut", sagt Macro, eigentlich hieß er Veilchenfeld.

Nietzsche spricht, mit vollem Rechte, vom „gläsernen Auge" des Künstlers, der nach moralischen Stoffen sucht.

Im glücklichen Formelglauben des Jüngers wie er sein soll, haben die Seinen gedacht: Mo-

raliſche Stoffe hat der Meiſter verboten. Vorwärts alſo, ins Unmoraliſche!

Ein Augenblick der Beſonnenheit müßte ſie darüber ins Klare kommen laſſen, daß das Suchen nach Unmoraliſchem künſtleriſch dem Suchen nach Moraliſchem gleicht — man möchte ſagen mathematiſch.

Aber wer mag dem Zuge der Bachanten Beſonnenheit predigen?

Ein ſechzigjähriger Bildhauer beſucht eine blutjunge Schülerin, Lotte von Sembritzky, in ihrem Atelier, wo ſie eben ein Werk vollendet hat, nämlich den Mann der Zukunft, natürlich ein fratzenhaftes Ungetüm. Den wüſten Schatten ihres Wollens nennt Hans das Werk, als der furor wieder über ſie kommt.

Der Lehrer bleibt nicht recht bei der Sache. „Lotte", murmelt er, „kleine ſüße Lotte."

Er zieht ſie an ſich trotz allen Sträubens, denn der alte Menſch verfügt über eine gewaltige Körperkraft; es iſt „die Kraft der großen Marmorblöcke, der Koloſſalmonumente."

Hans kann ſich einen Mann, der Koloſſalmonumente ſchafft, nur als einen Kerl mit Rieſenarmen und Gorillafäuſten vorſtellen. Ein kleiner Zug, aber ungemein bezeichnend. Wenn eine poetiſche Jungfrau mit einem Baumeiſter verlobt iſt, wird ſie unfehlbar ſtolz darauf ſein, daß

eine Hand, die Stein und Eisen regiert, ihr Haar streichelt.

Es geht nun fix. „Sie war zwischen seinen Knien. Sie bebte. Sie weinte.“

Ein stummes Ringen, während dessen Hans Zeit findet, die Möbeln des dürftigen Ateliers zu beschreiben.

„Ein Augenblick — aber Lotte Sembritzky war ein Weib geworden in ihm.“

Nach seinem ‚Kam-sah-siegte‘ ist es immerhin bescheiden von dem alten Hünen, daß er nachher Lottens Beine anbetet.

Ganze drei Seiten vorher sitzt Lottens Bruder, ein Offizier, in seinem Zimmer und hat Besuch.

Wems gefällt, mag das Kapitel nachlesen. Es schließt: „Er hatte noch zwölf Mark in der Tasche für den Monat. Er gab ihr zehn.“

Ich weiß wohl, daß Goethe keineswegs innehielt, wenn ihn die organische Entwickelung seines Gegenstandes auf den letzten Akt der Natur führte.

Aber das ist es bei denen von der Moderne nicht. Sie würden sich für elende Schwächlinge halten, wenn ihnen je ein Roman beiginge, in dem nicht mindestens eine unzweifelhafte Szene vorkäme.

Eine Kleinigkeit war übrigens noch zu erwähnen: Der alte Bildhauer ist verheiratet.

Natürlich muß seine Frau in Scheidung

willigen, obwohl ſie durchaus keine Neigung dazu hat, ſich ſogar perſönlich zu Lotte begiebt, und ſie anfleht, zu verzichten.

Da kommt ſie an die Rechte.

Vortrefflich verſteht Hans die Kunſt, nur ſo eben anzudeuten, auf welcher Seite ihre Sympathie iſt.

Die Ehefrau verwirrt ſich, „haſpelt, blubbert in ihrer Not“ . . .

„Sie weinte. Sie ſchnüffelte. Ihr Kinn zitterte mit den ſchweren Fettmaſſen des Halſes. Sie war häßlich. Sie war abſtoßend.“

Sie führt „Dienſtmädchenargumente“ ins Feld, nämlich die Heiligkeit der kirchlichen Trauung.

Die Berliner Dienſtmädchen müſſen wirklich im ganzen Reiche böswillig verleumdet ſein, wenn allein noch in ihren Händen die Hochachtung der kirchlichen Trauung liegt.

Lotte benutzt die Verheiratung ihrer Schweſter mit einer „guten Partie“, um ſich einmal gründlich auszuſprechen.

„Und wenn ſie untergegangen wäre, was ihr untergehen nennt, ſich einem Manne gegeben hätte, weil ſie kein Geld hatte, daß er ſie heiratete. Sie wäre glücklich geweſen, hätte Freude gehabt und

Andere hätten ihr wieder ge-

geben, was der Eine ihr genommen" — — — — — ? ? — — — hm, hm. — — ? — So??

„Es sind ja nicht die Frauen, die wirklich was thun, die zu nichts kommen in unsrer Gesellschaft — die andern, die man tot und stumm macht mit den alten Ammenmärchen von Not und Schande, die für die Dummen sind, die nicht mitgrapschen können in einer Gemeinschaft, wo alles grapscht und nimmt.

Wie schon gesagt, Bachanten läßt man vorüberrasen. Nur dem Schlusse des Dionysosliedes müssen wir uns wieder aussetzen, denn er ist so typisch, daß wir mit ihm unzählige seines gleichen kennen lernen.

„Ja sagen zu sich selbst, stolz sein, ehrlich sein. Die anständige Frau ist, die will und nicht wagt. Die andere wagt und ist unanständig."

Welch hübsche Modernisierung des veralteten Ich habs gewagt!

„Das Leben wird einst das Verdikt über beide fällen, die hat gelebt und die nicht. Die war heilig und die menschlich. Und Heilige giebts nicht, aber Menschen giebts! Menschen solls geben! Und zum Leben sind wir geboren in die lebendige, schaffende Welt!"

Jeder, der Nietzsche gelesen hat, weiß, daß alles dies seine Aussprüche sind, aus seiner streng geformten Sprache ins vulgäre übersetzt — mit einer Ausnahme. Einmal nämlich zitiert sie ihn wörtlich.

Es gehörte Schopenhauers Geist dazu, das Wort zu prägen von der Verneinung des Willens zum Leben.

Das Wort in seinen Gegensatz umzudrehen, war erheblich leichter, besonders, wenn man sich mit den Anforderungen feiner litterarischer Erziehung nicht weiter abgiebt, und vor einem solchen Paukenschlage wie „Ja sagen zu sich selbst" nicht zurückschreckt — war es vielleicht ein dunkles Gefühl von der Unzulänglichkeit seiner Lehre, das den im Grunde ästhetisch fühlenden Nietzsche zu solchen Todsünden wider den guten Geschmack verleitete?

Jedenfalls wirkt es wie ein gräulicher Mißton, derartige Entgleisungen eines bedeutenden Mannes in „schöngeistiger" Unterhaltungslitteratur wörtlich abgeklatscht wieder zu finden — und wie oft geschieht das!

Sachlich nur ein Wort: fern sei es, sich in einen Tugendmantel zu hüllen und menschliches nicht menschlich zu beurteilen. Aber noch abstoßender als der Tugendstolz ist das Sichspreizen mit der zügellosen Hingabe an die Begierden —

denn auf weiteres kommen dieſe ſtolzen „Freiheiten“ im Grunde nicht heraus. Alles, was wir Kultur nennen, iſt zuletzt ein Zwang; wer das, was Goethe über ſich ſelber geſchrieben und ſonſt geäußert hat, aufmerkſam lieſt, erkennt, daß das Leben dieſes freieſten Sohnes der modernen Kultur ein fortgeſetzter Kampf und Sieg über ſich ſelbſt geweſen iſt.

Aber es hilft nichts, wir müſſen von Goethe zu Hans zurück.

Lotte bekommt natürlich ihren Bildhauer. Sie ſagt nun ſehr entſchieden Ja zu ſich.

Sie weiß die Kniffe und Pfiffe der Toilettenkunſt, die aus der Kleidung der „ſich bewegenden Frau das Kunſtwerk machen, das das rohe Begehren weckt und dem edelſten Schönheitsſinne ſchmeichelt. Sie war die wiſſende, bewußt gewordene Frau, die Weib ſein *wollte* mit allen Mitteln des Verſtandes, der männlichen künſtleriſchen Bildung, die neue Frau, die kommen wird, die

Diagonale

von Meſſalina und der Doktorin der Medizin, die ſiegen wird *und die ſchrecklich ſein wird*.“

Ja, ſchrecklich wird ſie ſein. Ob ſie aber auch dem „edelſten Schönheitsſinne ſchmeicheln“ wird, dieſe am Horizont drohende Diagonale, das könnte man denn doch bezweifeln.

Zum Schluſſe befinden wir uns in einer Kunſtausſtellung. Lotte, die ſchreckliche, hat ihren Mann ins Bad geſchickt und läßt ſich am Arme eines Kurmachers beſtaunen. Sie hat ein Marmorbild ausgeſtellt, ein recht vertracktes Ding.

Sie hat vortreffliches Material gewählt, nämlich „Sonnendurchpulſten" Marmor.

Das iſt zwar nicht allein ſchwülſtig, ſondern auch falſch geſehen. Aber gerade falſche Kraftworte werden von den Damen bevorzugt; ſie ſind ſicher, daß noch Niemand vorher darauf gekommen iſt.

Eine nackte Frau, an Felſen geſchmiedet.

„Sie hat ſich etwas gebäumt in der Agonie.

Der Körper löſt ſich im Bogen von der Platte, ein ganz moderner Körper(??), wie ihn die Moderne liebt, ein Körper der Nixen und Heiligen, der — ewigen Impotenten" — nein, Hans, ſo grauſam iſt die Natur doch nicht, daß ſie die Impotenten ewig am Leben ließe.

„Der Kopf bleibt zurückgebogen wie in ſouveränem Schmerz und Hohn."

Diagonale — ſouveräner Schmerz und Hohn — ſollte Hans nicht doch am Ende lieber beim ehrlichen Deutſch bleiben?

Warum läßt ſie das Marmorbild nicht ſtatt dieſer komplizierten Beſchreibung kurz und bündig blubbern?

Statt deſſen entſendet es zu guter Letzt noch „einen Blick der Wolluſt, der Grauſamkeit und der Verachtung.“

Vermutlich drückt das eine Auge Wolluſt und Grauſamkeit aus, während das andere verachtet. Nur ſo ließe es ſich auch erklären, daß der Blick „das Blut gefrieren macht, indem er es aufpeitſcht.“ Es wird wohl darauf ankommen, ob man rechts oder links ſteht.

Das Publikum „trumpft Schlagworte.“

Ein Leutnant dagegen äußert, es ſei „eine be . . . . . Welt.“

Hübſch iſt es nicht, daß er ſich in einem Roman, den eine Dame ſchreibt, ſo ausdrückt, aber nachfühlen kann man es ihm.

Zum Schluſſe kommt die überraſchende Mitteilung, daß Lotte an die Renaiſſancefrauen erinnert, an die Fürſtinnen der Borgia und Eſte, „deren Porträts man aufbewahrt hat.“

Das Weib der Zukunft wäre alſo doch eigentlich ein Rückſchlag?

Was ſoll das überhaupt?

Wie kommt Hans auf den Einfall, urplötzlich, ohne äußern oder innern Zuſammenhang die italieniſche Renaiſſance heranzuzerren?

Hat ſie jemals eines jener Porträts geſehen, „die man aufbewahrt hat“, wie ſie tiefſinnig und ſachkundig hinzuſetzt?

Ein gesundes, unbefangenes Auge kann sich doch nicht ernstlich darüber täuschen, daß die Renaissancefürstinnen andern Geistes gewesen sind, als unsere Zeitgenossinnen, und ganz besonders als die „Moderne". Daß sie, — dem Hohn dieser Moderne sei es preisgegeben, — sehr viel wirtschaftlicher empfunden haben; daß sie bei all ihrer Renaissancebildung doch Hausfrauen gewesen sind, wenn auch die Frauen fürstlicher Häuser; daß ferner ihr Ehrgeiz weit mehr ein politischer als ein künstlerischer gewesen ist; und daß sie — last not least — den ewigen Kampf zwischen Sitte und Natur keineswegs so glatt und einfach mit einem lustigen Jasagen zu sich selbst beendet haben, wie die „Moderne", sondern, daß die noch so oft mit einem Fußtritt heimgesandte Sitte sich immer wieder erhob und durch echte, ungeheuchelte Gewissensbisse zu rächen wußte.

Die Sache wäre nicht der Erwähnung wert, wenn man ihr nicht so oft begegnete. Wer ein bischen was sein will, läßt in seinen Romanen diese Borgias und Estes auftauchen, wenn ihm selbst auch noch so unbegreiflich ist, was sie da eigentlich zu thun haben.

Goethe war der erste, der die italienische Renaissancewelt, erfüllt von dem Eindrucke der unvergänglichen und niemals erreichten Werke ihrer bildenden Kunst, mit einem Blicke seiner

wunderbaren Augen in jenem ganz besondern Lichte sah.

Es ist interessant, wie dieser Funke, den sein überreicher Erzeuger achtlos liegen ließ, weiter gewirkt hat.

In Basel saß in einem alten Patrizierhause ein stiller Gelehrter, selbst einem Schweizer Patriziergeschlechte entstammt. Er verfolgte den Goetheblick, vertiefte sich ganz in jene Welt, und baute sie auf als farbenprächtiges Epos von Herrennaturen und gottgeborenen Künstlern.

Sein Landsmann Konrad Ferdinand Meyer bemächtigte sich des Stoffes, ihn noch phantastischer aufbauschend, während der größere Gottfried Keller, vielleicht die Gefahr erkennend, ihn nur von ferne gestreift hat.

Nietzsche war der wunderliche Einfall vorbehalten, die Zustände dieser Renaissance, die seine Vorgänger als betrachtende Künstler angezogen hatte, für das erstrebenswerte Ziel unseres Daseins zu erklären.

Unhistorisch, übertrieben, einseitig, fanatisch wie immer behandelte er den in Wahrheit so vielgestaltigen, ja rätselvollen Stoff — und nun hat ihn die Moderne.

Eine Versöhnung.

Ein See von Tinte ist schon verschrieben, um ein Kunstwerk zu schaffen, das die Seele des untersten Volkes ergriffe und zugleich den erlesenen Geschmack der Moderne anspräche.

Leo Hildek hat's erreicht.

Vielleicht versteckt sich da eine Dame, denn ich möchte bezweifeln, daß ein Mann sich solches unterfangen hätte.

Nur eine Kleinigkeit würde ich hinzufügen. Der Titel „Bis ans Ende" entspricht zwar um so mehr dem Geschmacke der Moderne, als er mit genialer Willkür ohne alle Beziehung auf den Inhalt des Romans erfunden ist. Aber das Volk, dem das Lesen eines Buches nicht so leicht von statten geht, will ungefähr wissen, was es zu erwarten hat, ehe es sich daran macht.

Ein Untertitel wäre demnach dringend zu wünschen.

„Bis ans Ende
oder
Schinderhannes, der edle Raubmörder" —

Der Titel wäre, wie wir gleich sehen werden, ebenso zutreffend, wie er anziehend wirkte.

Hildek hat den „Raskolnikoff" Dostojewskis gelesen und mißverstanden; da mußte es ihm ja

gelingen, seinen Lesern aus der gedankenvollen Schwere des düstern Russen eine herrliche „Sensation" zu bereiten.

Leutnant Archner, weniger durch Gaben des Geistes als — bis auf eine kleine Schwäche — solche des Gemütes ausgezeichnet, muß seinen Abschied nehmen und wird Schreiber bei einem Rechtsanwalt. Der ist ein unangenehmer Kerl, sinnlich und besonders widerwärtig durch dicke Waden, die er beim radeln zur Schau trägt. Er wohnt in Berlin auf der Friedrichstraße und verdient ein Sündengeld. Nun, wir werden gleich sehen, wie er die verdiente Strafe erleidet.

Archner haßt ihn, weil er sein Chef ist, im Gelde wühlen darf und auf einem häßlichen Körper einen auffallend schönen Kopf trägt. Alles in allem sieht dieser Haß dem Neide zum verwechseln ähnlich. —

Der Chef ist zwar sehr gütig zu ihm und schenkt ihm dreihundert Mark zur Hochzeit, aber gerade diese lächelnde Güte reizt Archner zur Wut. Die dreihundert Mark, die der Chef im Privatkontor aus dem Geldschranke nimmt, steckt er in die Tasche und ist nunmehr entschlossen, den Geber bei günstiger Gelegenheit an dieser Stelle totzuschlagen und zu berauben. Das ist die kleine Schwäche, die ich oben erwähnte, in Hildeks Augen offenbar einer jener

Schönheitsfehler, die nichts weniger als entstellend wirken.

Archner freut sich, daß er bald einen Vorwand findet, durch den er seine That innerlich „rechtfertigt“: der Rechtsanwalt stellt seiner jungen Frau nach. Diese kann ihn zwar nicht leiden, so daß keine Gefahr für sein Glück und seine Ehre da ist. Aber das thut nichts. Archner schlägt den Rechtsanwalt mit einem Hammer tot und stiehlt fünftausend Mark aus dem Geldschrank.

Die Polizei sieht nicht ein, daß dem Ermordeten nur sein verdienter Lohn geworden ist. In unbegreiflicher Verblendung nimmt sie gegen den Mörder Partei und setzt den Helden des Romans, der ihr verdächtig vorkommt, in Untersuchungshaft.

Der Untersuchungsrichter wird uns als ein herzloser, grausamer und heimtückischer Mensch geschildert.

Was mag Hildek gegen die preußischen Untersuchungsrichter haben? denkt man verwundert.

Aber bald wird es offenbar, warum er gerade diesen nicht leiden mag: der schlechte Kerl entblödet sich nicht, den Mörder zu überführen.

Und als wäre es noch nicht genug der Brutalität der Wölfe im Amte, setzt man den Helden auf Lebenszeit ins Zuchthaus, statt ihm selber ein hohes Amt im Staate zu verleihen. — — —

Raskolnikoff sitzt über Büchern, denkt, sinnt, grübelt und bohrt sich eine falsche Theorie. Nach dieser Theorie handelt er. Die Handlung ist ein Verbrechen. Dadurch aber, daß dies Verbrechen in der That einzig und allein der Theorie zu Gefallen geschieht, erhält es etwas gewissermaßen unpersönliches. Es wird zwar nicht verzeihlich, aber doch über das ganz Gemeine hinausgehoben.

Archner ist ein gemeiner Raubmörder, und das unwahrscheinlichste an dem ganzen Roman ist für Leser mit gesunden Sinnen, daß man ihn zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt.

Gewiß, die Kunst hat nicht moralisch zu sein. Allein sie soll auch nicht die Gefühle in eine so wüste Verzerrung zu reißen versuchen, daß der Leser in einem gemeinen Raubmörder einen tragischen Helden sieht.

„Aber so ein Versuch richtet ja gar keinen Schaden in der Welt an; es fällt ja keinem Leser ein, so zu fühlen, wie es der Verfasser will."

Wirklich? Ich möchte wohl wissen, wie viele Leser und besonders Leserinnen des „vornehmen" Journals, in dem „Bis ans Ende" erschienen ist, den Exleutnant „reizend" gefunden haben und die Leute, die ihn ins Zuchthaus stecken, abscheulich.

Indessen mag das alles hingehen; es ist ja wohl nicht zu besorgen, daß eine dieser Damen

ſich nach der Lektüre des Romans einen Hammer kaufe, um eine andere, die ſie nicht leiden mag, totzuſchlagen und auszurauben.

Viel ſchlimmer als die moraliſche, iſt die äſthetiſche Seite der Sache.

Es bedeutet denn doch einen jammervollen Tiefſtand unſrer Litteratur, daß man ſolch wüſte „Senſationen“ als Schriftſtellerarbeit gelten läßt.

Die Großväter.

Goethe hat einmal geäußert, Schiller hätte nicht anders gekonnt, als jedem Stoffe, den er anfaßte, ſeine eigene Größe aufzudrücken.

Ein König des Geiſtes, von der geborenen Majeſtät ſeines Standesgenoſſen redend, wünſcht in höchſt vornehmer Form ein wenig Mäßigung. Denn ein Tadel liegt da verſteckt.

Dichter erſten Ranges, wie Goethe ſelbſt, Shakeſpeare, die Griechen, wußten, daß alles, was Liebe heißt, glückliche oder untergehende, andere Ausdrucksmittel verlangt, als die ſchwere Wucht der Heldengeſänge und Dramen. Sie handelten danach, ohne daß ſie beſonders darüber nachzudenken brauchten, wie andere Leute bei Gebirgswanderungen keinen Cylinderhut aufſetzen.

Aber Schiller ſtand gar kein anderer Ton zu

Gebote als Pathos. Das Organ für Lyrik fehlte ihm, was ja übrigens schon wiederholt ausgesprochen ist. Man vergleiche die Rodomontaden des Ferdinand in „Kabale und Liebe" mit den Naturlauten des Othello; den Gouvernantenton Theklas und das Kosen Goetheſcher Mädchengeſtalten.

Schillers Verliebte nehmen ſich ſelbſt ohne Ausnahme viel zu pathetiſch, um wahr zu ſein.

Daher ſeine Flachheiten und Geſchmackloſigkeiten, die Schopenhauer und Nietzſche tadeln, und die ja wohl nicht wegzuleugnen ſind; wenn philoſophierende Betrachtung und ſchwerflüſſiges Pathos die Natur erſetzen ſollen, — was kann da gutes herauskommen?

Wie ſich von ſelbſt verſteht, verdankt Schiller gerade dieſem Fehler, nicht aber ſeiner geiſtigen Hoheit die ihm bis heute ſtets treu gebliebenen Maſſenerfolge. Nichts zieht das profanum vulgus unwiderſtehlicher an als falſches Pathos.

Solche Schlager wie

„Raum iſt in der kleinſten Hütte,
Für ein glücklich liebend Paar"

die ertönen in — nun, in der „kleinſten Hütte", aber auch in vornehmen Häuſern mit vielen und glänzenden Räumen, wo man ſich ſeine „Ideale" nicht nehmen läßt und Goethe nicht recht traut.

„Du Heilige, rufe dein Kind zurück,
Ich habe genoſſen das irdiſche Glück
Ich habe gelebt und geliebet!"

Es ist die ihrem Vater sonst keineswegs unähnliche Tochter Wallensteins, die hier in majestätisch getragenen Tönen die Weltanschauung eines verliebten Nichts-als-Mädchens zum besten giebt. Was Wunder, wenn die Verse ihrer erhabensten Rührwirkung noch heute sicher sind!

Aber wo Schiller zu echten Tiefen eindringt, wie in der Gegenüberstellung des klugen und des dämonischen Mannes in Illo und Wallenstein, und in der wundervollen Bedeutung des Max für den Lebensinhalt des Friedländers:

„er stand neben mir wie meine Jugend...
er machte mir das Wirkliche zum Schein,
Um die gemeine Deutlichkeit der Dinge
den Duft der goldnen Morgenröte webend" —

wer mag ihm da noch folgen? Sicher nicht die Leute, deren Herzen bei den berühmten Kraftstellen höher schlagen oder erschauern.

So sehr nun unsere Modernen Schiller zu belächeln pflegen, so ganz sind sie gerade hier in seiner Schwäche seine Nachfolger. Sieht man von den schlüpfrigen ab, so behandeln die heutigen Schriftsteller ohne jegliche Ausnahme ihre Liebespaare viel zu pathetisch.

„Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme", wird heute noch mit Emphase an

falſcher Stelle variiert, genau wie damals, als Wilhelm Hauff ſich darüber luſtig machte.

An ſich iſt der Ausſpruch ja ganz richtig: das Gefühl allein faßt den ganzen Menſchen, während auch der ſchärfſte Verſtand auf das angewieſen iſt, was er einzeln beobachtet. Aber wer hat denn überhaupt ein Schickſal?

Wir machen gelaſſen einen Umweg, wenn Hochzeitswagen den Weg an einer Kirche verſperren, und wir fühlen uns nicht ſehr ergriffen, wenn wir die täglichen Verlobungsanzeigen in unſerm Lokalblatte leſen. Aber in den Romanen ſollen wir Spannung, Angſt, Verzweiflung, Rührung empfinden, weil Herr Müller und Fräulein Meyer, die ſich bei unbefangener Betrachtung in nichts von andern Leuten unterſcheiden, gar ſo viel Unannehmlichkeiten überſtehen müſſen, ehe ſie einander heiraten.

Ein großer Teil der Schuld liegt an der ſeit langer Zeit überhand nehmenden Berufsſchriftſtellerei.

Nietzſche bemerkt, eigentlich müßte Jeder, der aus dem ſchriftſtellern einen Beruf macht, kriminell ſtrafbar ſein, nur in ganz vereinzelten Fällen dürfe Strafloſigkeit eintreten.

Er hat nicht Unrecht, wenn er die Versdichter ausnimmt. Die ſchaden niemand und haben

nur ſich ſelbſt die Folgen eines müßigen Lebenswandels zuzuſchreiben.

Aber es gehört denn doch eine unglaubliche Unverfrorenheit dazu, das Leben mit ſeiner Beſchreibung, mit der man enden ſollte, anzufangen. Und das geſchieht in der heutigen Litteratur durchweg. Nur die Berufsſchriftſteller, und unter dieſen nur die künſtleriſch unſelbſtändigen, jedem irgendwo gerade geltenden Schlagworte empfänglichen Naturen, die als wackere Soldaten in einer der herrſchenden Richtungen geradeaus marſchieren, haben Ausſicht, ans Ziel zu gelangen, — abgeſehen natürlich von Berlin, wo die ſelbſtändigen, eigenartigen, urſprünglichen Perſönlichkeiten förmlich gezüchtet werden.

Allen Richtungen aber, ſie heißen, wie ſie wollen, iſt die wunderliche Vorſtellung gemeinſam, es gäbe auf der Welt eigentlich nichts wichtiges, außer den Angelegenheiten der Liebe, ſo daß der Menſch nach ſeiner Hochzeit auf den Anteil des Leſers verzichten müſſe, es ſei denn, daß einer der Eheleute oder beide einander untreu würden.

Nicht allein die Neuromantiker, Symboliſten, Myſtiker und wie ſie heißen, denen man es noch am eheſten zu gute halten könnte, ſondern auch, drolliger Weiſe, unſere Realiſten und Naturaliſten gehen der wirklichen Welt gefliſſentlich aus dem Wege; jener bunten, aber ernſthaften und harten

Welt endloser Kämpfe, häufiger Niederlagen und spärlicher Siege, jener Welt des Emporkommens neuer Geschlechter aus der Masse und des — unsrer höchsten Teilnahme werten — Sinkens, Stürzens in sie aus altererbtem Besitze, was nicht ohne verzweifeltes Ringen und Entfesselung aller Leidenschaften vor sich geht, hier und da, nicht eben häufig, durchglänzt von einem Zuge wirklicher Großherzigkeit.

Niemand, der Augen hat, zu sehen, kann sich darüber täuschen, daß in unserer Zeit der jähen Schicksalswechsel, denn sie ist ohne Frage (schwerlich zu ihrem Heil) so reich daran wie nur irgend eine Zeit zuvor, das Geschick eines liebenden Paares unmöglich ein so wichtiges Ding sein kann, und auch wirklich nicht ist, wie in Zeiten einer feststehenden Gesellschaft. Die Liebenden werden mit fortgerissen im Wirbel, statt daß sich, wie in idyllischeren Zeiten, das Leben um die Liebenden dreht.

In den Romanen ist es umgekehrt: man erfährt wohl, daß draußen etwas vorgeht, man redet mit ernsthafter Miene vom „Milieu" — aber bei Licht besehen ist das alles Nebensache, wenn nur brav geliebt wird.

Da führt uns jemand in die Kreise der Berliner Hochfinanzmänner und hohen Beamten ein. So etwas hat zwar mit Kunst nicht das

mindeſte zu thun, iſt jedoch ganz nützlich einmal zu leſen.

Aber noch mehr. Der Held iſt als Student Angehöriger eines ſehr exkluſiven Korps geweſen, obwohl er von niederer Herkunft iſt. Natürlich hat er viele Feinde. Es paſſiert ihm eine aus Unüberlegtheit hervorgehende Entgleiſung in Geldſachen, und er wird cum infamia ausgeſtoßen.

Der Stachel brennt in ihm ſein ganzes Leben hindurch. Er will die Welt zwingen, ihn wieder gelten zu laſſen, und er zwingt ſie auch.

Nun iſt es ja freilich billig und ſchlecht, jenen Ehrenkodex, der in Wahrheit vernünftiger iſt, als die „Moderne" ſich träumt, als ein Narrenrecht darzuſtellen. Aber wie der Einzelne die formale Strenge des Geſetzes für ſich überwindet, indem er durch ein Leben der redlichen und erfolgreichen Arbeit jenen Fall wieder ausgleicht, und wie ihn eben dieſer arbeitsvolle Kampf gegen ein immer wieder auftauchendes Geſpenſt zu einem ganzen Manne ſchmiedet, das iſt menſchlich anziehend und erhebend, und es zeugt von einer glücklichen Hand, ſich dieſen Stoff auszuſuchen. — Aber Gott bewahre! So geht das nicht. „Seine Liebe" heißt die Erzählung — man wittert ſchon ſüßliches Salonparfüm. Jene ganze Verſtoßung wurmt den Helden eigentlich nur, weil auch „ſie" ihn aufgiebt. Als er ſich zu hohem

Ansehen emporgehoben hat und halb schon auf dem Ministersessel thront, taucht „sie" wieder auf, und der Sessel ist ihm Hekuba. Sie ist eines Andern Weib geworden. Die Sache läßt sich ungemütlich an, und der Verfasser sagt, daß es eine Katastrophe setzen werde. Wie man sich denken kann, behält er recht: „er" giebt einen Schuß auf „sie" ab, worauf man ihn, nicht ohne Berechtigung, in ein Irrenhaus sperrt. Da sitzt er nun, statt auf dem Ministersessel, und ist sehr zufrieden mit sich.

Angebot und Nachfrage — lieb Publikum muß es wohl so verlangen. Es besteht eben zu neunundneunzig Hundertstel aus Frauen, für die ja, sie mögen sich verstellen, wie sie wollen, die Frage ob Gretel ihren Hans bekommt, denn doch ein gut Teil wichtiger ist, als die nach dem Wesen des Lichtes. Die geistreichste und gelehrteste, aber häßliche Frau gäbe all ihre Weisheit ach so gern für Schönheit hin — es darfs nur niemand merken.

Die Männer aber der gebildeten Stände, seit sie sich der Politik zugewandt haben, stehen nun Gott sei Dank glücklich auf dem Standpunkte, den Gotthold Ephraim Lessing für seine Zeit annähernd überwand: sie halten es nicht für eines erwachsenen Mannes geziemend, sich ernsthaft mit Litteratur zu beschäftigen.

Es ist jetzt Reisezeit. Was tragen sie mit sich, die würdigen, gewichtig um sich blickenden, in den Wald, auf die Berge, an die See, überall hin, wo die Welt schön ist? ... Ihre Zeitung.

Wer will hier Ursache und Wirkung auseinanderhalten? Hat die Teilnahmlosigkeit der Zeit die Verflachung der Litteratur verschuldet oder ist es umgekehrt?

Der Wonnesänger.

Ich schreibe für altfränkische Leute. Da darf ich wohl voraussetzen, daß der Leser ein Zitat aus dem Sommernachtstraum kennt:

Mich dünkt von Thränen blinke Lunas Glanz,
Und wenn sie weint, weint jede kleine Blume,
Um einen wildzerrissnen — — Männerkranz,

würde Heinrich Heine geschlossen haben.

In diesem Punkte war er seiner Zeit voraus. Die Witzblätter von heute beschäftigen sich gern mit dem Weibe der Zukunft, wie es im feschen Studentenkostüm durch die Straßen bummelt und flüchtende Männer um die Hüfte faßt.

Lange zuvor schon hat Heinrich Heine, wenn auch weniger die Frauen, so doch die Männer der Zukunft, die naturgemäß etwas trauriges an sich haben, dichterisch behandelt. Der verlassene Jüngling weint hinter der Treulosen her, die ihm

erst so schön gethan und nun sein Herz gebrochen hat, sein Herz, mit dem er doch so abgründig tief lieb haben kann; und aus seinen Thränen macht er lauter Verse.

Goethe irrte niemals darin, wann ein verlassener oder abgewiesener Liebhaber wahre Teilnahme erwecken kann, und nicht jenes Bedauern, das durch einen Gran Verachtung ungenießbar wird: wenn der Mann nämlich der beschränktere, dumpfere ist, in dessen enges und lichtloses Leben ein Frauenblick als einziger Sonnenstrahl gefallen und wieder erloschen ist: so der einsam bei seiner Heerde zurück gelassene Schäfer, so Brackenburg neben Klärchen, deren Anmut, Verstand und Temperament auch manch anderen Verehrer unscheinbar aussehen ließe.

Es ist nicht anders: Der Mann ist gerade hier der stärkere, die Jungfrau ist der Teil, der auf Verteidigung angewiesen ist. Ergiebt sie sich, so ist es leider nichts ungewöhnliches, daß der Sieger — sie sitzen läßt. Ein sitzengelassener Mann ist nun einmal eine Abgeschmacktheit. Daran wird auch garnichts geändert, wenn etwa die Frau mit Erfolg studiert hat und sich sogar besser als der Mann durchs Dasein zu kämpfen vermag.

Ja, gerecht ist das nicht, das ist nicht zu leugnen. Ihrem Verdienst verdanken die Männer

dieſe Bevorzugung nicht. Aber es liegt auch nicht an ihrer größeren Schlechtigkeit, daß es ſo viel betrogene Mädchen und (wohlgemerkt: vor der Hochzeit!) ſo ſelten einen betrogenen Mann giebt: Die Natur hat es ſo eingerichtet, und dabei wird es denn wohl ſein Bewenden haben, es ſei denn, daß die Menſchen hermaphroditiſch würden.

Darum, weil ſie aus einer Umkehrung der Natur hervorgehen, klingen die Klagen Heines über ſein mehrfach gebrochenes Herz ſchwächlich, übertrieben, erlogen, ſo daß ein plötzlicher Uebergang von Goetheſcher Lyrik zur Heineſchen — an Rezitationsabenden anſcheinend nichts ſeltenes — anmutet, wie wenn in freier Bergluft ein Menſch vorübergeht, der ſich mit Dörings Seife mit der Eule gewaſchen hat.

Und darum lieſt es ſich wie eine ungeheure Selbſtironie, wenn ein Frauenzimmer ein andres bewundernd apoſtrophiert: „Maria Thereſia, Du töteſt ſiebenmal an einem Tag!“

Seelenſtudenten.

Die „Leiden des jungen Werther“ ſollte man konfiszieren und verbrennen, bis auf einzelne Exemplare. Dieſe übergebe man den Bibliotheken, wo ſie der Oberbibliothekar ſelbſt in Verwahrung

nehme. Wer nun das Buch leſen will, hat ſich zunächſt vor ihm und den verſammelten Bibliothekaren einer ernſthaften und gründlichen Reifeprüfung zu unterziehen. Hat er beſtanden, darf er etwa die erſten zwanzig Seiten leſen.

Dann mag er dem Oberbibliothekar allein über das Geleſene berichten.

Aeußert er ſich nicht weitſchweifig oder überfein oder ſüßlich, ſondern beſcheiden aber nervose, ſo mag er zu Ende leſen.

Wie die Sachen jetzt liegen, daß nämlich allen Waſſerköpfen, bekanntlich die erdrückende Majorität der Menſchheit, dies koſtbarſte Proſawerk der Deutſchen zugänglich iſt, hört man viele das Buch ſentimental und ſchwächlich nennen, viele aber auch leiten ihre Liebesgeſchichten für Backfiſche, die ſie pſychologiſche Probleme nennen, von dieſem hohen Ahnherrn ab, — und Leute von geſunden Sinnen geraten in Verlegenheit, welcher von beiden Sorten ſie die Palme des Banauſentums erteilen ſollen.

Dieſe Orakel des Geſchmackes leſen nämlich nichts andres heraus, als daß Werther ſich aus Liebesgram tot ſchöſſe.

Nein, ihr Braven: er giebt ſich den Tod, weil er keine Möglichkeit mehr ſieht, da zu ſein.

Eine für das harte Leben allzu zart empfindende Natur, von einer Kränkung, die von einer

gröberen Epidermis wirkungslos abprallen würde, tief verwundet, begiebt sich in die Gefahr der Einsamkeit und Unthätigkeit. Wird hier überall mißverstanden, anders fühlend als andere Menschen immer wieder zu sich selbst zurück geworfen. Findet endlich eine Einzige, die ihn wahrhaft versteht, mit ihm fühlt und sich trotzdem in voller Harmonie mit Leben und Wirklichkeit befindet. Sie erscheint ihm wie das Paradies selber, himmlisch und verboten; zur Hölle wird ihm sein eigenes Leben.

Er stirbt . . . . .

Dies ist eine Steigerung, wie sie in der Litteratur einzig dasteht, an Kraft nur von den besten Dramen Shakespeares, an tief innerer Folgerichtigkeit überhaupt nicht erreicht.

Etwas vielleicht analog zu nennendes ist in einigen Werken Beethovens, vor allem in jener Cismollsonate, die man, vermutlich um die Manier solcher Benennungen lächerlich zu machen „Mondscheinsonate" gescholten hat.

. . . . . .

Ein schlanker Jüngling mit hoher weißer Stirn, in geschmackvoller, wenn auch etwas nachlässiger Kleidung, augenscheinlich ein hoch bedeutender Mensch. Aber ein müdes Lächeln liegt auf den feinen Lippen; das Lächeln des Wissenden, Entsagenden.

Was mag er alles erlebt haben! Große Schicksale haben ihn die Nichtigkeit des menschlichen Hastens und Treibens gelehrt. Seine Illusionen sind hin. Er hat die Menschen, die er einst liebte, verehrte, in Katastrophen, Versuchungen gesehen. Keiner hat bestanden. Er fühlte vielleicht einst tief religiös. Aber seinem Grübeln hat der Glaube nicht Stand gehalten ....

Ach, liebe Unschuld! Mit so langweiligen Dingen schreibt man doch keinen Roman!

Verliebt ist er gewesen, und sein Mädchen hat ihn betrogen. Daher der ungeheure Weltschmerz. Natürlich begiebt sich ein Wunder: er verliebt sich wieder.

Welch interessantes Problem! Vielleicht wird er abermals betrogen oder kann beim besten Willen nicht mehr ernstlich lieben: dann löst sich das Problem tragisch.

An sich wäre, da an eine Rückkehr zu Goethe vorläufig kaum zu denken ist, gar nichts dagegen einzuwenden, daß unsere Schriftsteller, wie es thatsächlich geschieht, durchweg Nachahmer der Franzosen sind. Die französische Litteratur steht heute nun einmal höher als die deutsche, und in unserem politischen Zeitalter können wir ja dem von seiner politischen Höhe so tief und endgültig gestürzten Volke diesen Ruhm gönnen.

Aber es iſt erſtaunlich: unſere Seelenſtudenten haben es fertig gebracht, ſich, bei ſo viel tüchtigen Vorbildern eine ans Unheimliche grenzende Treffſicherheit, einen faden, ſeichten und weichlichen Schwätzer herauszuſuchen: Paul Bourget.

Er ſtudiert immerfort intereſſante und tiefe Probleme, nämlich vielerfahrene, höchſt komplizierte Männer, die im Grunde ihr ganzes Leben hindurch nichts ſind als läppiſche Schürzenjäger, und Frauenzimmer, die ſich durch eine ganz eigenartige Schönheit auszeichnen, gar nicht Sache jedermanns, aber der Kenner, und die ſchließlich einen Liebhaber bevorzugen, auf den wahrhaftig niemand gekommen wäre, oder wohl gar — wunderbares Rätſel des Frauenherzens — ihren eigenen Ehemann.

Ich muß jedesmal lachen, wenn unſere Schriftſteller „intereſſante" Frauen einführen.

Wohl bekannt war übrigens ſchon der Marlitt ein immer noch gut wirkendes Rezept: blondes Haar zu dunkeln Augen oder ſchwarzes zu blauen. — Geradezu köſtlich iſt es, wenn ein dämoniſches Weib auftaucht. Das bedeutet nämlich unfehlbar, daß ſie ihren Mann betrügt.

Intermezzo.

Ein Freund von mir hat Jahre lang mit einem jungen Manne verkehrt. Es war in einer Kleinstadt, in der sich, wie anderswo auch, abends ein kleiner Kreis am Biertische zusammenfand. Die beiden spielten an demselben Tische Karten und unterhielten sich: wie viel Kilometer ein Radfahrer in der Stunde „macht" und ähnliches.

Bei einer geringfügigen Meinungsverschiedenheit sprang jener auf und überschüttete meinen Freund mit wilden Schmähungen. Vergebens suchten die Anwesenden ihn zu beruhigen; er gebärdete sich wie ein Rasender und schrie: „Er soll heraus, er soll vor die Pistole!"

Dies war wirklich ein psychologisches Problem. Die nächstliegende Lösung, daß jener betrunken war, traf nicht zu, vielmehr handelte es sich um den Ausbruch eines lange verhaltenen Hasses. Aber woher dieser Haß?

Hier zeigte sich, wie so oft, der tiefe Unterschied zwischen Schopenhauer und Nietzsche. Dieser treibt Bände hindurch Psychologie, aber es bleibt im Grunde eine Art Schachspiel. Er will etwas beweisen, zum Beispiel, daß es niemals einen Heiligen gegeben habe, oder daß jede menschliche Handlung aus egoistischen Motiven

hervorgehe (was in gewiſſem Sinne niemand beſtreitet); darum leſen ſich ſeine pſychologiſchen Erörterungen ähnlich wie die Disputationen der alten Sophiſten. Wer ein wirklich ihm begegnendes Problem aus Nietzſche erklären will, wird immer fehl gehen.

Schopenhauer war es, der uns in dieſem Falle auf die Spur half.

Er ſetzt auseinander, wie oft wir glauben, einen Menſchen zu verachten, und wie oft wir darin irren; nämlich ſtets, wenn der Wille im Spiele iſt. Dies iſt nun aber viel häufiger der Fall, als wir annehmen. So hat der Schreiber dieſes, ein Rechtsanwalt, in ſeiner Praxis ſehr viel Gemeinheit kennen gelernt, und ſich wohl eingebildet, dem gegenüber nur das eine Gefühl der Verachtung zu empfinden.

Dennoch war etwas anderes dabei, ein perſönliches, ein Wollen: daher das Wort Widerwille.

Das ſchlechte Geſindel reizte mich, es lahm zu legen; intereſſierte mich, ſchon durch die Entdeckung, daß es noch viel mehr Schurkerei in der Welt giebt, als man von vornherein anzunehmen bereit iſt; beſchäftigte mich, indem ich darüber nachdachte, welche wirtſchaftlichen Zuſtände dieſes überhandnehmende Gaunertum erzeugt haben mögen.

Mein Freund hatte ſich mit jenem niemals beſchäftigt. Wenn ſie ſich getrennt hatten, war

der andere für ihn eben nicht mehr da. Hätte man ihn nach seinem Charakter gefragt, so würde er sich wahrscheinlich einen Augenblick bedacht und ihn dann für einen seiner bisherigen Erfahrung nach harmlosen Menschen erklärt haben. Er war sich also niemals klar darüber gewesen, daß er jenen verachtete; er hatte überhaupt keine Empfindung ihm gegenüber. Dies ist offenbar der allerhöchste Grad der Verachtung: völlige Nichtachtung. Sie hat für den Verachtenden das gefährliche, daß er sie nicht geheim hält, weil er nichts von ihr weiß.

Aber — und dies ist wiederum psychologisch interessant — während mein Freund, ein höchst feinfühlender Mensch, von seiner eigenen Verachtung nichts gemerkt hatte, war sie jenem, der nichts weniger als fein fühlte, bewußt geworden: aus flüchtigen Aeußerungen, Mienen, auch wohl aus dem Unterlassen von Aeußerungen, wenn vielleicht einmal ernsthafte Dinge besprochen wurden. So mimosenhaft empfindet die Eigenliebe auch in einer groben Natur.

Hier wäre in der That ein fruchtbares Feld für Schriftsteller: die psychologischen Probleme des wirklichen Lebens.

Allein sie lassen es brach liegen, und man kann es ihnen nicht einmal verdenken: sie fänden keinen Verleger, geschweige denn ein Publikum.

Aber wie die Grete den Fritz zu lieben glaubt, und dann den Auguſt, und zuletzt doch den Hans nimmt, oder gar ledig bleibt — das iſt und bleibt ein ebenſo wohl vertrautes, wie hochintereſſantes Problem.

Ein alter Kunſtgriff.

Iſt nun ein halb Jahrhundert und drüber, da war alle Welt demokratiſch. Man lieſt ja in Bismarcks Erinnerungen zwiſchen den Zeilen, wie er damals in den Augen eines jeden, der ſich der „großen Probleme der Zeit" bewußt fühlte, eine lächerliche Figur war, — wie viele der Braven mögen wohl bis zum ſeligen Ende des Glaubens geblieben ſein, der von Bismarck wäre im Vergleich mit ihnen ein dummer Kerl!

Selbſtverſtändlich waren auch die Schriftſteller demokratiſch. Aber hieß das nicht Eulen nach Athen tragen? Wie konnten ſie ſchreiben, was alle Welt dachte und ſagte, ohne langweilig zu werden?

Nun, ganz einfach: indem ſie eben dies, daß man überall ihrer Anſicht war, ableugneten. Sie thaten, als ob noch alle Welt unter dem Drucke des Adels ſeufzte, und nur hier und da einmal ein Streiter wider Standes-Vorrecht und -Vorurteil aufträte, der natürlich tragiſch endete.

War ein erfreulicher Schluß erwünscht, ließen sie die Liebe über die Vorurteile des Standes triumphieren.

So kämpften sie unerschrocken gegen den Feudalstaat, den es allerdings nicht mehr gab; und die Leser desgleichen wurden sich ihres eigenen Mutes und ihrer Erhabenheit über das sonst allmächtige Vorurteil angenehm bewußt. Was wunder, wenn der Erfolg großartig war!

Man sollte es nicht für möglich halten, daß Romane solchen Inhaltes heute noch geschrieben und ernsthaft genommen werden, aber es ist Thatsache. Daß es auf den Brettern immer noch wirkt, kann nicht wunder nehmen: die heutige Bühnenkunst ist eben für den Geschmack der Menge zugeschnitten.

Wer nun aber seine Zeit versteht, verwandelt den demokratischen Kämpfer in die strebsame Jungfrau, die zum Entsetzen ihrer Angehörigen studieren will. Die wird der „guten Gesellschaft" mit der wohlbekannten inneren Hohlheit gegenüber gestellt. Es empfiehlt sich, daß die Gesellschaft auch materiell unterwühlt ist: Die Mutter der strebsamen ist die verschwenderische Weltdame, der Vater der redliche aber schwache Mann, am besten der hohe Beamte, der seine Einkünfte der Repräsentation opfert. Beide Eltern, der Vater allerdings von der Mutter gezwungen, sagen sich

halb und halb von der Tochter los, um ihr am Schluſſe die Rettung vom Ruine zu verdanken.

In Wahrheit urteilt man heute ganz allgemein wohlwollend, anerkennend über Frauen, die etwas leiſten; es gehört ſchon ein Entſchluß dazu, ſich offen als Gegner des Frauenſtudiums zu bekennen. Es iſt unglaublich, wie viele Romane jährlich gedruckt und geleſen werden, in denen am Schluſſe die Heldin ſiegreich zur Univerſität zieht.

Mit dieſem Schluſſe ſiegt aber auch der Roman, und wenn ſein Inhalt lauterer Blödſinn iſt.

Wie die letzten Ausläufer

einer weit über den Strand hinſchlagenden Meereswelle harmlos ausklingen, ſo ſpürt man eine ſpaßhafte Nachwirkung Nietzſches noch in den illuſtrierten Blättern leichteſter Art.

„Gedankenſpäne" oder „Splitter" oder ähnlich lautet ein ſtehendes Rubrum in ihnen. Vignette: ein Mann in modiſcher Kleidung mit ſchräg geſchnittenem Bart ſitzt auf einem Divan, raucht eine Cigarette — bei Leibe keine Cigarre! — und giebt Aphorismen von ſich, die gewöhnlich mit „Mancher . . . . ." oder „Viele . . . . ." anfangen.

Weit entfernt, daß ſie wie die Aphorismen des Meiſters den Widerſpruch herausforderten, ſind ſie vielmehr gewöhnlich unbeſtreitbar richtig. Da ſie ſich nun niemals über die allerbilligſte Markt- oder Salon-Weisheit erheben, hat der Leſer gewöhnlich ſchon einmal das gleiche gedacht. Er genießt alſo in eins das ſympathetiſche Gefühl unbedingter Zuſtimmung und das Bewußtſein, zu den Leuten zu gehören, deren Gedanken man druckt.

Die Gewiſſenhaften.

„Hofrat Schmitzdorf, ein magerer Herr mittlerer Größe, Ende der Vierzig, mit glattgekämmtem, ſchwarzen Haar, raſiertem Geſichte und ſchmalem Backenbärtchen, in neumodiſchem, ſtahlgrauen, offenen, langen Salonrock, weißer Weſte, violett geſtreiftem Sommerhemd, weißem, hohen Stehkragen und breiter, grünſeidener Halsbinde.“ — — Einem ordentlichen Bureauchef muß bei dieſem Satze das Herz aufgehen: Das iſt ein Steckbrief, wie er ſein ſoll! Und der Stil! Den Satz mögen ſich die jungen Leute, die des altbewährten Kanzleiſtils überdrüſſig geworden ſein zu dürfen glauben, unters Kopfkiſſen legen! — „ſtellte den blanken, engliſchen Seidenhut auf das

Entreetischchen unter den Spiegel, legte die breitnähtigen, orangegelben Glacéhandschuhe hinein, warf einen kurzen Blick in das von japanisch rot lackierten Rahmen eingefaßte Glas und ging langsam über den braunen Kokosläufer den mit einer Menge alter Porträtstiche geschmückten Vorsaal hinunter." — Hm, hm. Schade, der Stil ist wirklich ausgezeichnet, das Signalement mustergiltig, auch die Oertlichkeit gut beschrieben. Aber der letzte Passus gehört doch nicht in einen Steckbrief! Sollte der Herr Staatsanwalt —

Oder sollte in dem Schriftsteller Wilhelm Wolters ein Staatsanwalt stecken?

Aber nein, man thäte diesen Beamten unrecht. Sie wissen, worauf es bei einem Thatbestande ankommt und was unerheblich ist.

Wilhelm Wolters ist höchstens ein gewissenhafter Subalternbeamter, dem sein Vorgesetzter ausnahmsweise die selbständige Abfassung eines Protokolles anvertraut hat, und der nun ängstlich auch den geringfügigsten Umstand feststellt: man kann nicht wissen, ob der hohe Vorgesetzte — das lesende Publikum — nicht gerade dies festgestellt wissen will.

Offenbar ist diese überladene Beschreibung das gerade Gegenteil von anschaulich. Wir sehen den Herrn Hofrat nur während einiger Sekunden; aber wir sehen ihn bis auf die Nähte der Hand-

schuhe, und dabei sollen wir noch auf ein Entreetischchen, das japanische Rot eines Spiegelrahmens, einen braunen Kokosläufer und eine Menge alter Porträtstiche achten.

Im Verlaufe der Erzählung verfaßt Wilhelm Wolters unter anderm folgendes Protokoll:

Geschehen
auf der Eisbahn.

Gegenwärtig: Er und Sie.

„Sind Sie müde?" fragte er.

„Nicht sehr."

„So ruhen wir etwas aus." Sie blieben stehen und sahen einander in die Augen.

„Ich glaube, Sie sind gewachsen," sagte er.

„Finden Sie?"

„Ja wohl."

„Das freut mich."

. . . . . .

„Sie studieren noch in Leipzig?"

„Noch zwei Jahre."

„Ah." (!)

„Wollen wir wieder?" (scil. Schlittschuh laufen).

„Ja." (!)

. . . . . .

„Wie geht es denn ihrer Frau Mutter?"

„Danke, ganz gut."

Die Muſiker hatten eine Pauſe gemacht, jetzt begannen ſie von neuem.

„Hören Sie?“ fragte er. „Wiſſen Sie, was das iſt?“

Sie nickte: „Ich weiß.“

„Es war doch hübſch.“

„Ja, hübſch war es.“

Sie ſchwiegen.

„Machen Sie dieſen Winter auch viele Bälle mit?“ begann er nach einer Weile.

„Nein, gar keine.“

„Aber Geſellſchaften?“

„Auch nicht.“

* * *

„Hab ich nun auch wirklich nichts vergeſſen?“ mag Herr Wolters denken, wenn er ſolch ein Protokoll beendet hat.

Nein, vermutlich nicht. Am beſten müſſen das die Backfiſche beurteilen können, und die werden ſolche Stellen wohl „einfach himmliſch“ nennen.

Daß ſich ein erwachſenes Publikum dafür findet, erſcheint zunächſt unbegreiflich. Aber es giebt doch eine Erklärung. Wenn Wilhelm Wolters als einzelner ſo ſchreiben wollte, würde ſelbſt der deutſche Normalleſer ſich ihn nicht gefallen laſſen.

Allein ſobald man ihm ſagt: „aber mein lieber, das iſt ja eine Richtung,“ liegt die Sache weſentlich anders. Er wird ſich dann ſchämen, dieſe Richtung nicht gekannt zu haben, wird entſchloſſen zu Ende leſen und ſeine unbedingte Billigung zu erkennen geben.

Aber wie nennt ſich dieſe Richtung? Wo iſt ihre Heimat? Wer der liebe Vater?

Ja, das iſt ſonderbar genug. Der Führer dieſer Spießbürger der Litteratur iſt kein anderer als er, in dem lieb Publikum entweder einen Teufel oder einen Halbgott ſieht, der aber in Wahrheit ein fleißiger und tüchtiger Pedant iſt: Zola.

Modernſtes Alexandrinertum.

Nehmen wir an, einem Normaldeutſchen von heute würde Goethes Gedicht „Herbſtgefühl“ vorgeleſen, aber verſchwiegen, wer der Verfaſſer iſt.

Sicherlich würde er entrüſtet ſein, daß man ihm, einem ernſthaften Zeitungsleſer, mit ſolcher Läpperei kommt.

Ganze ſechzehn Reihen! Was kann er uns da groß berichten? Und was ſoll das überhaupt:

euch beſchauen, ach!
Aus dieſen Augen
Der ewig belebenden Liebe
Voll ſchwebende Thränen.

Was hat er denn zu weinen, wenn die Trauben noch nicht reif ſind? Er kann's ja abwarten!

Nun, dieſe unſolide Epoche der Dichter iſt, Gott ſei Dank, überwunden.

Zola iſt ein reeller Geſchäftsmann. Er geht davon aus, daß der Leſer bezahlt, bei ihm in Frankreich das Buch, bei uns zehn Pfennige an die Leihbibliothek; dafür kann er in beiden Ländern auch etwas Entſprechendes verlangen.

Zola iſt wohl im Stande, in uns ein Herbſtgefühl zu erwecken; aber das geſchieht nicht in ſechzehn Reihen, ſondern in ebenſo viel Seiten, und eine Thräne drückt es weder ihm noch uns ab. Dafür haben wir die Genugthuung, daß wir wiſſen: ja wohl, ſo gehts zu, und es iſt uns nichts vorenthalten, ſogar den von den Weinleſern vergoſſenen Schweiß dürfen wir mitriechen. Bücher ſind eben nicht zum Vergnügen da. Aus ihnen ſollen wir vielmehr lernen, wie es in der Welt zugeht. — Man ſpricht gern mit hochgezogenen Augenbrauen von der immenſen Wirkung der Klaſſiker. Aber die Grundlehre, die Goethe mit jedem ſeiner Werke ausſprach und Schiller gelegentlich in Worte faßte: „Was ſich nie und nirgends hat begeben, das allein veraltet nie," die haben unſre Gewiſſenhaften ſiegreich überwunden. Dahin haben wir es glücklich gebracht, daß unſre

modernſten Romane an einem ausdrücklich genannten Orte ſpielen: Der in Berlin, jener in Weimar, ein dritter in Nürnberg. Zeit natürlich Gegenwart. Weshalb heißen ſie denn ſonſt modern? Das, wovor Jene ſich in eine höhere Welt flüchteten, die „gemeine Deutlichkeit der Dinge," das iſt heute das höchſte, was unſre Barden erſtreben. Wenn ſie uns gewiſſe Berliner Kreiſe vorführen, ſo ſollen wir womöglich wiſſen: der da iſt der Miniſterialdirektor von Müller, jener der Baron Iſaak von Veilchenſtein, ein andrer der wohlbekannte Bildhauer Meyerheim.

Dieſe Art von Darſtellung des Lebens iſt es, die folgerecht nur älteren Leuten gelingen kann. Aber „hätte ich mit der Darſtellung der Welt ſo lange gewartet, bis ich ſie kannte, ſo wäre meine Darſtellung Perſiflage geworden" ſagte Goethe zu Eckermann. Er, der anſchaulichſte Dichter, den Deutſchland je hervorgebracht hat, verſtand unter Darſtellung der Welt eben etwas ganz anderes, als die Schüſſelriecherei der Exakten von heute.

Weislich verleugnen hier die „Nietzſcheaner" ihren Meiſter. Denn keiner hat ſo nachdrücklich wie er den Ruf nach jener Goetheſchen Zeit- und Ortloſen, an ſtrenge Form gebundenen Kunſt erhoben, die ſich ſo himmelhoch erhebt über das heute beliebte „Milieu" und wie man ſonſt das um-

schreibt, was unsre Schriftstellerei eigentlich geworden ist: Lokalreportertum.

Einem Mißverständnisse möchte ich begegnen: für leicht halte ich die Arbeit dieser Lokalreporter gar nicht. Im Gegenteil, es gehört Uebung und steter Fleiß dazu — eben wie zu jedem anderen Handwerke auch. Aber demokratisch ist diese Kunst; die Geborenen werden von den Fleißigen weit überholt.

Eine Sekte ist allerdings darunter, die es sich auch leicht macht — abgesehen von einem Entschlusse, den nicht jeder faßt.

Zola packt bekanntlich mit harthäutiger Faust die Welt gerade an den Stellen, die empfindlichere Leute nicht mit den Fingerspitzen berühren mögen. Das nun ist seine eigene höchst persönliche Sache, sein „Temperament", durch das er „die Natur sieht." Aber ein großer Teil seiner Schüler hielt gerade dies zufällige für das wesentliche. Und während die ehrliche Minorität mit dem Mute der Verzweiflung, von Ekel und Abscheu geschüttelt, ganze Seiten ihrer Bücher mit übel aussehenden und noch übler riechenden Dingen füllte, grinsten die andern einander an. Wirklichkeit? Eigene Beobachtung? Studium? Fleiß? — Wird gemacht!

Berlin war die gegebene Stätte dieses Kultus

der Wahrheit; ihre Prieſter gedeihen dort noch heute wie Bazillen in Reinkultur.

Und ſo ſchmachvoll raſch ſind wir geſunken, daß ihre Erzeugniſſe nicht etwa als „pikante Reiſelektüre" vertrieben, ſondern zur Litteratur gerechnet werden, — noch nicht ſiebenzig Jahre nach dem Tode Goethes.

Wie es euch beliebt.

Es mußte ſo kommen. Goethe ſelbſt mußte ſchon erfahren, daß ſeine Iphigenia kühl aufgenommen wurde, und daß er, ſo wenig ſie an ſeinem Ruhme rütteln konnten, dennoch als Dichter immer mehr vereinſamte, je weiter er ſich zu reinen Höhen der Kunſt vom deutſchen Publikum entfernte.

Hat doch lange nach ſeinem Tode noch ein deutſcher Profeſſor dieſem Publikum unter dem Titel „Fauſt III. Teil" eine wüſte Burleske zu bieten gewagt, die man für das Erzeugnis kraftgenialiſcher, vom Wein erhitzter Studenten halten könnte, wenn ſie nicht gar ſo witzlos wäre. Und hat doch dieſer ſelbe Profeſſor danach laut in die Welt trompetet, nun hätte er den zweiten Teil des Fauſt aber gründlich hinabgethan. Und was geſchah mit ihm?

„Nun, man wird ihn doch wohl der verdienten schweigenden Verurteilung überantwortet haben?"

Sie passen nicht auf, mein Bester; vom deutschen Publikum ist die Rede. Gejauchzt hat es vor Entzücken: Da sieht man es nun. Haben wir's nicht immer gesagt, dies ist zu schwierig? Und langweilig noch dazu? Nun kommt gar ein Professor und sagt es auch, und wie kreuzlustig weiß er es zu sagen! Das ist unser Mann!

Nietzsche hat mit vollem Rechte gesagt, daß Goethe über die Deutschen hinweg gedichtet hat.

Und dies ist ein Ehrentitel, nicht nur Goethes, sondern überhaupt aller Redlichen, Echten unter den deutschen Schriftstellern, daß jene plumpe Marktordnung, die der öde Geist unsrer Zeit gern zum allmächtigen Weltgesetz proklamieren möchte, Angebot und Nachfrage, für sie nicht gilt.

Es liegt nahe und hat auch etwas Bequemes, zu sagen: das ist immer so gewesen und kann gar nicht anders sein:

Was glänzt, ist für den Augenblick geboren,
Das echte bleibt der Nachwelt unverloren.

Aber die Sache stimmt nicht. Es muß einmal ein viel urteilsfähigeres Publikum gegeben haben, und das in Zeiten, die wir geneigt sind, als

völlig barbariſch anzuſehen — vom Hellenentum ganz zu ſchweigen.

War doch Shakeſpeare ein Theaterunternehmer, und zwar bei weitem der erfolgreichſte im damaligen London. Nun aber denke man ſich in Berlin, dem Delphi der deutſchen Bühnenkunſt, Haus bei Haus einen Zirkus und ein Theater, das ein neuer Shakeſpeare, alſo ohne den traditionellen Ruhm des alten, mit Stücken verſorgte.

Frage: welche von beiden Unternehmungen muß innerhalb des erſten Jahres bankrott werden?

Vous l'avez voulu, George Dandin. Das deutſche Publikum bekommt genau die Litteratur zu leſen, die es verdient. So lange es ſich in Demut mit dem begnügt, was durch den Berliner Sand hindurchläuft, ſo lange wird ſich nichts daran ändern, daß alles eigenartig aufwachſende zuſehen muß, wie es ſich auf hartem Boden ohne Pflege und Teilnahme durch die Welt ſchlägt.

Aber freilich: ſinds Roſen, werden ſie auch blühn — und wenn ſie verwelken müſſen, ohne daß ſich auch nur eine Menſchenſeele ihres Duftes erfreut hätte.

Auf den Brettern.

Ich möchte nicht allzu paradox werden, aber ich glaube wirklich, es giebt noch jetzt in Deutſch-

land Leute, die Gerhart Hauptmann für einen autochthonen Dichter halten. Mein Gott, Einen muß man doch haben, für den man ſich begeiſtert.

Und dann: Wenns nicht Hauptmann iſt, ſo hat Deutſchland ja heute nicht einen einzigen wirklichen Dichter; mithin iſt es in hohem Grade patriotiſch —

Ich kann verſichern, daß ich dieſem letzteren Gedankengange in einer ſehr viel geleſenen Zeitſchrift begegnet bin.

Dieſe abgeſchmackten Aufbauſchungen ſchaden keinem mehr als Hauptmann ſelbſt. Wenn einem immer wieder ein großes Genie gezeigt wird, das nicht da iſt, ſo kommt es leicht, daß man über ſein hübſches kleines Talent wegſieht.

Jetzt endlich müßte er doch ſeinen eigenen, höchſtperſönlichen Stil gefunden haben. Aber unverdroſſen pendelt er zwiſchen beiden, aus Frankreich zu uns gekommenen Extremen hin und her. Jahr für Jahr bringen die Managers dem deutſchen Publikum eine ungeheure Ueberraſchung bei, die der neueſte „Hauptmann" der Welt bereitet hat. Das Volk der Dichter und Denker glaubt's auch jedesmal. Aber eigentlich giebt's da gar nichts überraſchendes. Weber — Hannele — Florian von Geiersberg — Verſunkene Glocke — Fuhrmann Henſchel — wer rät, was nun

wieder dran iſt? Oder iſt gleich von beiden Sorten in Arbeit?

Vor kurzem veröffentlichten die Zeitungen den Bericht eines Schulgefährten Hauptmanns. Danach waren ſeine Schulaufſätze ſchlecht. Nicht etwa phantaſtiſch überladen, anders als die Welt ſich in anderen Köpfen malt, ſondern im Gegenteil: angefüllt mit halbverſtandenen Zeitungsphraſen, die damals gerade in Mode waren.

So viel nun auch im Laufe der Jahrtauſende der Welt aus der Jugend echter Dichter bekannt geworden iſt, niemals iſt einer von ihnen ein unſelbſtändiges Echo der Zeitphraſen geweſen.

Ueberſchwenglichkeit, Geſchmackloſigkeit, halber oder meinetwegen ganzer Blödſinn, alles geht dem künftigen Genius hin. Aber ein Abklatſch aus Zeitungen — da wäre Hauptmann der erſte.

Was ſollte man nun hieraus ſchließen? Etwa Gerhart Hauptmann iſt gar kein —

O nein. Das ſei ferne. Man ſchließt gar nicht, ſondern man wundert ſich: auch hier iſt der Dichter ganz eigenartig.

Nein, gerade das iſt er nicht. Ich bin von ſeinem guten Glauben überzeugt. Sicherlich hat er ſelber die „Weber" für eine That ungeheurer Kühnheit gehalten. Aber in Wahrheit iſt es der von Frankreich herübergekommene Zolaiſche Naturalismus, ohne jede Kritik bis auf

die perverse Vorliebe für Nuditäten nachgeahmt, und unbesehens so wie er war, auf die Bühne gebracht, in all seiner dramatischen Unmöglichkeit. Wenn er diese anscheinende Unmöglichkeit überwunden, den Naturalismus wider seine Natur in ein bühnenmäßiges Drama gezwungen hätte, das wäre eine That gewesen, und zwar die That eines Genies. Aber die rein mechanische Teilung einer naturalistischen Erzählung in eine beliebige Anzahl Akte ist keine That, sondern ein Dilettantenkunststück.

Er selber war, es sei nochmals betont, sicherlich unschuldig an der Schaubudenrhetorik, die nun einsetzte: Kommt und schüttelt euch! Hier ist zu sehen der große skalpbluttriefende Häuptling —

Und die braven, die da drinnen ein grausiges Ungetüm zu sehen glaubten und ihren Abscheu laut hinausriefen, ahnen wohl noch heute nicht, welchen Gefallen sie damit dem vielgewandten Schaubudenbesitzer gethan haben.

Indessen braucht man alles dies nicht zu beklagen. Das Drama ist nun einmal nicht die Kunstform unserer demokratischen Zeit. Es ist nur wünschenswert, daß sich die urteilsfähige Minorität immer einhelliger von der Bühne abwende, und dazu tragen sowohl die „Weber" wie „Hannele" mit ihren jüngeren Geschwistern viel mehr

bei, als die unkünſtleriſchen, aber geiſtvollen Hirngeſpinſte Ibſens.

Poſſierlich genug iſt es, wie immer noch Einzelne aus dieſer Minorität die Illuſion, wir hätten noch große Dramendichter, gewaltſam feſthalten, indem ſie zum Beiſpiel mit ernſthaften Gebärden darüber disputieren, ob den Fuhrmann Henſchel ein tragiſches Verſchulden treffe oder nicht. — Mein Gott, der arme Kerl hat ſich ja aufgehängt, laßt ihm doch ſeine Ruhe!

Bei ſolchen Erörterungen iſt es vorgekommen, daß von zwei Enthuſiaſten der Eine in einer Figur das Urbild menſchlicher Gemeinheit erkannt, der Andre hingegen nachgewieſen hat, daß der große Wirklichkeitsdichter in ihr ſeinen eignen Vater hat ſchildern wollen, — was ſich hoffentlich ausſchließt.

Dann wieder ſpricht Einer von der „goldklaren Weltanſchauung" des Dichters.

Möglich, daß Hauptmann eine eigene Weltanſchauung beſitzt, möglich, daß ſie goldklar iſt.

Der das geſchrieben hat, kennt ihn wahrſcheinlich perſönlich und weiß daher Beſcheid. Wir Andern, denen nur ſeine Werke vorliegen, können darüber nicht urteilen.

Freilich müßte man ſich erſt über den Begriff Weltanſchauung einigen; vielleicht iſt ſie heute ſo billig zu erwerben, wie man ein zweiter Bismarck wird.

Goethe hat von der Zeit an, da er dem gestrengen Vater seine kindliche Weisheit in unbeholfenem Lateinisch vorlegte, bis dahin, wo Eckermann seine Worte für die Nachwelt niederschrieb, an seiner Weltanschauung gearbeitet und um das Wissen gerungen bis zu dem Gipfel, wo er sich an den Grenzen der Menschheit glauben durfte. Möglich, daß auch Hauptmanns Wissensdurst unersättlich ist. Nach seinen Werken allein könnte er aber eben so gut völlig unwissend sein.

Spricht etwa seine sich so eng an die französischen Vorbilder anlegende Romantik eine Weltanschauung aus? Oder das, was schließlich als sein persönliches zurück bleibt: die gewissenhafte, verständnisvolle, intime, und was sie sonst schönes sein mag, Schilderung der Leute aus dem Volke, aus jenem Volke im engsten Sinne, dem es an Muße und Bildung fehlt, über die allerkindlichste, entweder abergläubische oder roh materialistische Weltanschauung hinauszukommen?

Das langt so eben zu einer (übrigens harmlosen) Lebensanschauung, aber ganz gewiß nicht zu einer Weltanschauung. Und man thut den andern Dramatikern, sie mögen sein wie sie wollen, Unrecht, wenn man ihnen gewissermaßen ein Vorbild zeigt: da mögt ihr lernen, wie ihr dichten sollt; in seinen Dramen liegt nicht mehr und nicht weniger als eine Weltanschauung!

Indeſſen das alles möchte, wie geſagt, hingehen. Wir gönnen dem Dichter gern ſeinen Erfolg bei Mitwelt und Nachwelt, welche letztere ihn vielleicht eben ſo gern noch leſen wird, wie wir heute den trefflichen Johann Peter Uz.

Aber ein ſchwerer Vorwurf trifft ihn: daß er den gegebenen großen Vorwurf der Zeit, den ſozialen Kampf, durch ſeine „Weber" auf abſehbare Zeit getötet hat, — das kann ihm im Intereſſe der deutſchen Litteratur niemals verziehen werden.

Hier war alles, was ſich ein Dichter wünſchen konnte: Machtwille, Haß und alle menſchlichen Leidenſchaften, die der Liebe nicht am wenigſten, große Frevel und ebenſo große Aufopferungen, geborene Führer der Maſſen und trotzige Autokraten, — und wem dieſer Stoff zu wirr und formlos erſcheint, der möge ſich ausmalen, wie ſchwankend, unbegrenzbar und unfaßbar die Geſchichte der engliſchen Könige vor Shakeſpeare lag; aber der machte dennoch echte Dramen daraus.

Zu welchem ungeſalzenen Brei iſt jener eiſenharte Stoff in den „Webern" zerrührt!

Ich weiß, der Kenner lächelt ſchon längſt überlegen und iſt nun nicht mehr im Stande, dieſe Verſtändnisloſigkeit ſtillſchweigend über ſich ergehen zu laſſen: „Wirklichkeit, Wirklichkeit, weiter gar nichts. Einen Ausſchnitt Wirklichkeit

wollte der Dichter geben, und wie herrlich iſt ihm das gelungen!"

Ja, über die Maßen herrlich; es fehlt nur noch, daß man „intim" hinzuſetzt.

Iſt denn der ſoziale Kampf etwa nicht wirklich? War der Streik der Hamburger Schauerleute, mit den vollſaftigen Naturen dort und den harten, klugen Herrenmenſchen hier, etwa ein ſchlecht erfundener Roman?

Und wenn nun einmal zu der Schilderung des Kampfes die Kraft nicht reichte, iſt denn jener tiefſte Widerſpruch zu unſrer auf der Arbeit beruhenden Kultur, daß Männer voll Kraft, Fähigkeit und Willen zur Arbeit um dieſe betteln müſſen und oft genug wie Bettler abgewieſen werden, iſt der etwa nicht Wirklichkeit?

Ja, aber das iſt alles Tendenz. Und die lehnt der Dichter ab: nichts als unbefangen geſehene Wirklichkeit will er geben.

Das iſt und wird uns als unumſtößliche Wahrheit zugemutet.

Aber es iſt doch geradezu eine Harmloſigkeit, in Zeiten, wo die Luft bis zum Ueberdruſſe von ſozialen Schlagworten klingt, einen Arbeitgeber auf die Bühne zu bringen, ſo ſchuftig und ſo dumm, wie er nur in moraliſchen Kinderbüchern erlaubt ſein ſollte, und ihm gegenüber eine ausgeſogene, verhungerte, verdummte und vertierte

Heerde von Induſtrieſklaven, und dann zu ſagen: das hat mit der ſozialen Frage nichts zu thun, es iſt nur ein ganz unbefangen geſehenes Stück Wirklichkeit.

Ja, warum denn gerade dieſe Wirklichkeit, die ſeit beiläufig einem halben Jahrhundert keine mehr iſt? Nachher wußte der Dichter ja die „moderne Seele" ſo wunderbar damit zu rühren, daß ein guter Menſch und ſchlechter Muſikant von einem Frauenzimmer betrogen wird und ſich darüber aufhängt.

Aber Arbeiter und Arbeitgeber einander gegenübergeſtellt, das iſt „ſoziale Frage" und wenn es hundertmal abgeleugnet wird.

Dem Dichter nach ſtürzten ſich in wilder Begeiſterung die Weiber: ſozial, evoë, ſozial!

Wie Hauptmann den Kampf, das erſte Erfordernis für ein Drama, völlig unterdrückte, indem ſeine Haut- und Knochengeſtalten nichts, aber auch gar nichts, weder Beſitz, noch Kraft, noch Geſundheit, noch alles in allem eine dem Zuchthauſe vorzuziehende Exiſtenz einzuſetzen haben, und deshalb als ernſt zu nehmende Gegner nicht gelten können, ſo entſtanden damals unzählige Romane, zu drei vierteln von Frauen geſchrieben, in denen ein garſtiger Fabrikant und edelmütige Arbeiter einander gegenüberſtanden, um ſich am Schluſſe, nachdem der Fabrikant beſchämt und

bekehrt war, gerührt in die Arme zu ſinken. Zum Teil war man aber auch furchtbar ſtreng, der Fabrikant mußte dran glauben, und erſt ſein beſſerer Nachfolger, — mit Vorliebe ſein Sohn, — kam durch kübelweiſe geſpendeten Honig zu Beliebtheit, Ehre, Anſehen und Reichtum, und dermaleinſt in den Himmel.

Was wunder, wenn zunächſt die geſchmackvolle Minorität, und endlich ſogar die Maſſe des Leſepublikums der breiten Bettelſuppe überdrüſſig wurde. In die Lücke brachen die Uebermenſchen.

Und ſo hat denn unſere Litteratur zu ihrer Schande den einzigen großen Stoff der Zeit ungenutzt gelaſſen, während Malerei und Skulptur, die er im Grunde wenig angeht, ihn gar nicht übel verwertet haben.

Greis oder Kind?

Die Aeſthetiſchen im Lande haben gute Zeit. Sie dürfen von „neueſten Reizen“ und „zarteſten Senſationen“ flöten; und ſie dürfen ſich ganz verlieren in unerhört tiefſinnigen Betrachtungen, wie uns von den dumpfigen, lichtloſen, engen Kellerwohnungen der Naturaliſten die Sehnſucht übermäßig hinwegdrängen muß — zu Licht, Kraft und Schönheit? Nein, zu Herrn Mäterlink.

Ich muß hier ein Lob für alle modernen Dramatiker einſchalten.

Die Petrefakten einer längſt überwundenen Kulturſtufe, die Jugendwerke der großen Genies, haben einen Fehler gemeinſam: ſie ſind überladen. Am früheſten hat wohl Goethe, am ſpäteſten Schiller den Fehler überwunden, aber zu thun hatten ſie alle mit ihm. Ihr höchſtperſönliches, geniales, ihren Reichtum ſchöpften die Geborenen mühelos aus dem Boden; was ſie zu lernen hatten, war Beſchränkung.

Unſere Modernen haben das nicht nötig. Sie thäten übel, wollten ſie ſich noch mehr beſchränken. Ihre Aufgabe iſt vielmehr die entgegengeſetzte. Wer ein modernes Drama durchgeleſen hat und das geleſene überdenkt, wird dem Hexenmeiſter ſeine Bewunderung nicht verſagen, der ein ſo winziges Tröpfchen Geiſt in ſo viele Druckſeiten auseinanderzuziehen wußte.

Herrn Mäterlink gebührte hier ein Ehrenpreis, geſtiftet von Vätern, die Luſt haben, ihre Söhne dramatiſche Dichter werden zu laſſen.

— — — — — — — —

Ein großer Garten. Ein Schloß. Erleuchtete Fenſter. Schattenhuſchen. Unten im Garten tragen ſie einen Toten herbei. Er gehört ins Schloß.

Das iſt ein Drama.

Nicht etwa, daß ein geiſtiger Inhalt da wäre, — wie der Dichter darüber denkt, werden wir gleich ſehen.

Aber die Stimmung! heißt es.

Nun ja, es iſt Stimmung darin.

Großer Shakeſpeare! Der du Scenen wie dieſe mit verſchwenderiſcher Hand wer weiß wie viele für jedes deiner Dramen aus der Fülle deiner Blüten pflückteſt! Hat ſich das große Licht deines Geiſtes in kleine Funken zerſtreut, um in fin de siècle — Hirnen kurzlebige Lichterchen aufflackern zu laſſen?

Shakeſpeare! Herr Mäterlink hat ihn hinabgethan. Hören wir ihn ſelbſt.

„Dieſe Lebensauffaſſung (nämlich der vor Herrn Mäterlink berühmt geweſenen Bühnenwerke) war einfach, hart und brutal. Ein getäuſchter Gatte, der ſeine Frau tötet, ein Weib, das ſeinen Liebhaber vergiftet, ein Sohn, der ſeinen Vater rächt, eingekerkerte Bürger und die ganze traditionelle Erhabenheit — ach ſo oberflächlich und materiell, Blut, Thränen, Tod, alles äußerlich."

Was ſetzt der Moderne dieſer „Einfachheit" entgegen? Nun natürlich eine unerhörte Kompliziertheit.

„Alles, was man ſagen kann, iſt nichts in ſich. Man lege in eine Wagſchale alle Worte der großen Weiſen und in die andere die

unbekannte Weisheit dieses vorübergehenden Kindes, und man wird sehen, daß die Enthüllungen Platons, Marc Aurels, Schopenhauers und Pascals nicht um Haaresbreite die großen Schätze der Unbewußten überwiegen werden; denn das schweigende Kind ist tausendmal weiser, als der redende Marc Aurel."

Was Herr Mäterlink hier etwas umständlich und dafür desto zarter verkündet, drückt ein wohlbekanntes Studentenlied derber, aber auch schlagender aus: Laßt uns den Verstand versaufen, denn was nützt uns der Verstand!

Man könnte für das „schweigende Kind" auch einen in der Sonne liegenden Hund setzen, oder einen vor sich hintrottenden Droschkengaul. Denn das Unbewußte wird wohl in allen dreien vertreten sein.

„Eine Zeit wird vielleicht kommen, wo unsre Seelen sich ohne Vermittelung der Sinne erblicken lassen."

Ja, das wird schön. Die Aetherischen im Lande brauchen ihre Empfindungen dann nicht mehr auf die Folter des plumpen Wortes zu spannen. Sie können die Feder weglegen. Wenn sie's nur auch thun!

„Es steht fest, daß sich das Reich der Seele täglich mehr verbreitet ....

Es hat Geschichtsperioden gegeben, in denen

die Seele, unbekannten Gesetzen zufolge, gleichsam an der Oberfläche der Menschen auftaucht und ihr Dasein und ihre Macht unmittelbar kundgiebt."

Wir einfachen und brutalen haben nun nachgerade genug von der „Seele" und fragen äußerlich und materiell: Wie haben jene Geschichtsperioden ausgesehen? Dagewesen sind sie, darin hat Herr Mäterlink zweifellos recht. Gerade bei uns in Deutschland hat vor wenigen Jahrhunderten das „Unbewußte" wahre Orgien gefeiert. Aber ich will es keinem von uns Kindern des neunzehnten Jahrhunderts, deren Gehirn durch das leidige „Bewußte" so empfindsam geworden ist, wünschen, daß ihn ein Zauber in diese Zeit zurück führte: die Ohren beleidigt das Winseln Gefolterter, die Nase der Geruch verbrannten Menschenfleisches.

Da hilft nichts, Herr Mäterlink: es bedeutet allerdings einen Sieg des „Wortes" über das „Unbewußte", daß der „Hexenhammer" heute seine Gesetzeskraft verloren hat.

Immerhin, wir sind gespannt. Das alte Drama, in dem wir bislang die höchste Blüte der Dichtung bewunderten, ist Herrn Mäterlink zu oberflächlich, materiell und äußerlich. Seine unbekannte Weisheit muß also ein Abgrund an Tiefe, ein Sphärenlied an Innerlichkeit, eine

Offenbarung gewiſſermaßen des Weltgeiſtes ſelber ſein. — — —

Eine Familie um einen Tiſch. In der Kammer daneben eine kranke Wöchnerin.

Beängſtigende Vorzeichen. Es fällt etwas hin. Draußen bellt ein Hund. Der blinde Großvater fürchtet ſich ſehr. Mit dem Schlage Mitternacht iſt die Wöchnerin tot. Der blinde Großvater hat's gewußt.

Hm, hm. So ſo. Das iſt ja —

Was da! Das iſt eine neue Senſation!

Eine uralte Burg. In den Gärten iſts ſchaurig dunkel. Und dieſe Wälder, dieſe Wälder um das ganze Schloß! Ein altes Thor wird geöffnet, es iſt eigentlich nie aufgemacht. Oh! oh! wie das kreiſcht. Ah! ah! es geht auf!

. . . . . .

Ein kleines Mädchen an einem alten, verfallenen Brunnen. Ein rieſenhafter Ritter, Golaud heißt er, findet es: dir hat wer Leids angethan?

Oh! oh! Ja, ja, ja! . . . . . .

Den Grund des Waſſers im Brunnen hat noch niemand geſehen. Er iſt vielleicht ſo tief wie das Meer. Woher es kommt, weiß keiner. Vielleicht kommt es ganz aus dem Erdinnern . . .

Herr Golaud reitet im wilden Tann. Auf einmal benimmt ſich ſein Gaul ganz unſinnig.

Ob er etwas außergewöhnliches sieht? Herr Golaud hört's zwölf Uhr schlagen. Beim zwölften Schlage schrickt das Tier plötzlich zusammen und läuft wie blind und toll gegen einen Baum. Herr Golaud stürzt . . .

Eine Felsgrotte. Drinnen ein Pfad zwischen zwei Seen, deren Tiefe noch nicht ergründet ist. Hinten in der Grotte sitzen drei weißhaarige Alte und schlafen . . .

Die ganze Burg steht auf riesigen Grotten. Darin ist ein kleiner unterirdischer See. Ein Todesgeruch steigt aus ihm auf. Da unten arbeitet etwas im stillen. Etwas das keiner ahnt, und in einer schönen Nacht wird die ganze Burg versinken. — — —

Nachgerade wissen wir, denke ich, Bescheid. Und wir lassen uns willig gefangen nehmen von dem Zauber, der uns aus diesen Scenen anweht. Ist es doch eine gar liebe Erinnerung, die da lebendig wird; die Erinnerung an die längst vergangene Zeit, da wir unsre alte Kinderfrau umstanden und mit köstlichem Grausen ihre hochgezogenen Augenbrauen ansahen und ihrem halblaut-scheuen Gemurmel zuhorchten: von Stimmen, die gehört wurden, als Nachbars Lenchen so jung sterben mußte, von Brunnen, die unermeßlich tief sein sollen, bis in den Mittelpunkt der Erde, von tiefen, tiefen Wäldern . . .

Und wir bemerken nicht ohne Genugthuung, daß wir schon als Kinder ein so feines litterarisches Verständnis für zarte Sensationen und neueste Reize gehabt haben. Freilich so gebildet wußten wir uns nicht auszudrücken. Wir sagten: Spukgeschichten! Aber dasselbe war es doch.

Wer will das Unbewußte wegleugnen? Wir nehmen es hin, daß wohl einmal eine Stimme aus Jenseits von Raum und Zeit zu uns redet. Aber nur selten hören wir sie, und nur in stiller, höchst bedeutender Stunde.

Sie verliert leicht ihre Weihe, wenn wir sie von unserm Parkettsitze aus vernehmen, und der leise Hauch, der ihr Wesen ausmacht, wird weit über seine Kraft angestrengt, wenn er nicht als Episode schattenhaft anklingt, sondern ein ganzes Drama hindurch gehört werden soll.

Wir halten die Stimme auch nicht für echt, wenn sie, statt geheimnisvoll zu unsrer — Seele meinetwegen zu reden, sich solcher Kulisseneffekte bedient, wie Klopfen des Holzwurmes und Bellen der Hunde; diese Art des „Unbewußten" überlassen wir allerdings den Kinderfrauen.

Goethe ist auch hier das edelste Vorbild. In dichtester Nähe seines Grabes packt den alten Faust das „Unbewußte". Vom Aberglauben sieht er sich „früh und spät umgarnt." Er gerät noch dazu in den Zustand, der nach Mäterlink am

empfänglichſten macht für jene unheimlichen Stimmen, er erblindet.

Da richtet er ſich auf, unbekümmert um das nächtliche Weſen, zu freier That ſchaffender Arbeit. Und ſiehe, der ganze Spuk verſchwindet.

So ſpricht ein Menſch zu uns und ein Dichter. An einem Manne aber, für welchen dies Schattenweſen den allein wahren Inhalt des Lebens bildet, ſollte unſre Welt, dieſe harte und ſtarke Welt der Arbeit, nichtachtend vorübergehen; und ich hoffe noch immer, ſie wird das auch thun, trotz alles Hochdrucks, mit dem für dieſe zarteſte Blüte der „Moderne" gearbeitet wird.

Herrn Mäterlink aber iſt zu raten, wenn er ſich denn einmal nicht zum Fleiſch und Blut des lebendigen aufraffen kann, wenigſtens offene Karte aufzulegen und nicht zu thun, als führe er uns in eine neue Welt ein, an deren Pforte vor ihm keiner gerührt hätte. Totenköpfe ſoll er auf die Bühne bringen, Geſpenſterroſſe, Eulen mit rotglühenden Augen, oder wenigſtens verroſtete Dolche, an denen ein Fluch haftet, Ahnfrauen, die ſich unheilverkündend aus der Gruft erheben, wie Grillparzer gethan hat. Dann könnte doch wenigſtens ein Drama daraus werden.

Ein Ideal hat Herr Mäterlink erreicht: was er uns bringt, hat ſich nie und nirgends begeben.

Aber bei den Klaſſikern iſt dieſe zeit- und

ortlose Kunst die allerschwierigste. Die gemeine Befriedigung der Neugierde muß ersetzt werden durch den geistigen Inhalt und den Adel der strengen Form. Diese letztere ist ja von der „Moderne" und mit ihr von Herrn Mäterlink längst abgethan, — ob sie drüber oder drunter stehen, kommt schließlich auf den Standpunkt des Zuschauers an. Und was den geistigen Inhalt anlangt, so hält bekanntlich Herr Mäterlink ein schweigendes Kind für weiser als den redenden Denker, was ja wohl häufig zutreffen mag.

Und ich will es abwarten, ob im Laufe der Zeit einer seiner Lobredner in einem seiner Stücke einen Gedanken aufweist, — es sei denn, daß man Orakelsprüche wie die, daß schließlich Jeder thut, was er nicht lassen kann, als Gedanken gelten läßt. Freilich sind ja in dieser Hinsicht die Ansprüche der „Moderne" von einer lobenswerten Bescheidenheit.

Und so hätte Herr Mäterlink aus der schwierigsten Kunst die leichteste gemacht.

Aber es ist noch nicht einmal wahr. Diese Menschen, die ah, ah und oh, oh stöhnen, wenn ein altes Thor geöffnet wird, die sich fürchten, zusammenschauern, leiden, alles ohne zu wissen weshalb und wieso, gehören in eine ganz genau bestimmte Zeit, nämlich ins Ende des neunzehnten Jahrhunderts. Und sie gehören von Rechtswegen

auch an einen beſtimmten Ort, nämlich in eine Nervenheilanſtalt.

Ein einzig Mal geſchieht etwas in dem ganzen Drama „Pelleas und Meliſande", und da bemerken wir erſtaunt, wie der Dichter „einfach und brutal" wird: ein betrogener Ehemann ſchlägt den Liebhaber tot.

Um nun aber in Frieden von Herrn Mäterlink zu ſcheiden, möchte ich ihm am Schluſſe den Dank ausſprechen für eine Bereicherung der Umgangſprache.

Wir ſind oft in Verlegenheit, wie wir es ausdrücken ſollen, daß wir irgend jemand für eine „Seele von einem Menſchen" halten, daß aber leider ſeine geiſtige Entwickelung mit der ſeines Gemütes nicht Schritt gehalten habe. Litterariſch Gebildete werden ſich künftig verſtehen, wenn ſie in ſolchem Falle ſagen: er iſt voller unbekannter Weisheit.

Unverhofftes Wiederſehen.

Ja, ſo gehts in der Welt. Wir nehmen für alle Ewigkeit Abſchied von einander, und in der nächſten Minute führt uns ein vergeſſenes Taſchentuch oder dergleichen wieder zuſammen.

Eben leſe ich, daß Herr Mäterlink wieder

eine neue Weltanſchauung gefunden und in ein Drama umgeſetzt hat. „Aglavaine und Selyſette“ heißt es, und die „himmliſchen“ Namen laſſen die erleſenſten Seelenfreuden vorausahnen.

Und in der That, man kann nicht behaupten, das Wort Seele käme in dem Drama zu kurz.

Meleander und Selyſette, ſeine Frau, ſitzen im Saale ihrer Burg und warten auf Frau Witwe Aglavaine, Meleanders Schwägerin, die ihr Leben bei ihnen beſchließen will.

Meleander beſchreibt Aglavaine, und die Aetheriſchen in Mäterlink ſind gewiß im Stande, ſich danach eine Vorſtellung von dieſem merkwürdigen Weſen zu bilden.

„Aglavaine iſt eine Schönheit, welche die Seele (1) durchſcheinen läßt, ohne ſie zu trüben.“

„Sie verſteht es, die Seelen (2) an ihrer Quelle zu vereinen.“

Ihre Eigentümlichkeit iſt, daß ihr Haar ſie „fortwährend verrät.“ Es „lächelt und weint“, je nachdem ſie traurig und glücklich iſt, auch wenn ſie ſelbſt nicht weiß, in welchen von beiden Zuſtänden ſie ſich befindet. —

Dies kann die neue Weltanſchauung noch nicht ſein. Denn die Ausdrucksfähigkeit der Haare kannten wir längſt; kurzes, borſtiges Haar haben die Uebermenſchen der Frau Harun, wolliges und ſtruppiges die modernen Virtuoſen, ſpärliches die

alten Lebemänner. Ganz beſonders ausdrucksvoll ſind die Haare auf den Rücken der Hunde und Katzen. —

Aglavaine prophezeit in ihren Briefen an Meleander für alle drei „ein wunderbares Leben. Wir werden keine andere Sorge kennen als die Sorge um das Glück."

Das Glück beſteht „aus dem ſchönſten ihrer Seele." (3) „Wir werden keine andre Sorge mehr haben als die, ſo ſchön wie möglich zu werden, um uns immer mehr zu lieben. Und wir werden gut werden vor lauter Liebe."

Hier muß den Zuſchauer meines Erachtens das dramatiſche Furchtgefühl beſchleichen: wie wirds der armen kleinen Selyſette zwiſchen den beiden Seelenmenſchen ergehen?

Und wirklich, Meleander fängt ſchon an. Er meint, ſie wären einander nicht nahe genug gekommen in der Ehe. Sie hätte nur geweint, wenn ein zahmer Vogel weggeflogen war und dergleichen.

Nun, ſo unerhört neu iſt dieſer Konflikt auch nicht. Ibſen bemerkte ſchon, ſolches Verhältnis führe zu nichts Gutem.

Aglavaine tritt auf und läßt ihre Seele durchſcheinen: Meleander und ſie haben „nur gleichgültige Worte geredet, und doch *ſind wir ruhig* — warum ſchließlich auch nicht? — und

wissen, daß wir uns Dinge gesagt haben, di
mehr sind als Worte."

Ja, ja, wir wissen Bescheid: unbekannt
Weisheit haben sie ausgetauscht.

Aglavaine umarmt und küßt Selysette, ruf
den Meleander und umarmt und küßt ihn auch
Hiernächst gehen alle drei zu Bette, womit de
erste Akt wuchtig abschließt. —

Im übrigen fehlt es nicht an einem alten
morschen Leuchtturm, der die Rolle des Gewölbe
in „Pelleas und Melisande" übernimmt; und
aus dem bewährten ahnungsvollen Großvate
macht der Dichter mittels einer geistvollen und
von unerschöpflicher Gestaltungskraft zeugende
Variante eine Großmutter.

Aus den folgenden Akten — es sind ihre
fünf! — kann ich nur einen Auszug bringen. E
wird aber genügen.

Meleander zu Aglavaine: „Wäre mein Leben
in Gefahr, so müßte ich dein Leben retten um
selbst zu leben."

Dieser vollkommene Blödsinn bedeutet, daß
die beiden Seelenmenschen sich eins fühlen. —

„Meine Seele (4) ist verändert. Es ist die
Hälfte meiner selbst, die ich so — weinend umarme."

Daß sie einander weinend umarmen, spielt in
jedem Akte eine große Rolle und muß ungemein
dramatisch wirken.

Aglavaine zu Meleander:

„Wenn ich dich küſſe, küſſe ich mich ſelbſt, wenn ich ſchöner geworden bin.“

„Ich höre meine Seele (5) nur neben deiner.“

(Anſcheinend eine Analogie zu der bekannten Seelenriecherei.)

„Ich weiß nicht, wo ich anfange und wo du aufhörſt.“

„Ohne Ende erzeugen wir uns ineinander.“

„Unſre Seelen (6) ſprechen miteinander, bevor unſer Mund ſich öffnet.“ —

Meleander glaubt, wenn ſie ſpricht, ihre „Seele (7) zum erſten Mal zu hören.“

Agl.: „Wenn du ſprichſt, iſt es meine Seele (8) der ich lauſche, und wenn du ſchweigſt, iſt es deine Seele (9), die ich höre.“

Mel. meint, vermutlich hätte ſich der liebe Gott geirrt, „als er aus unſrer Seele (10) zwei Seelen (11) machte.“

Er faßt die Sachlage dahin zuſammen:

„Nur eins trennt uns noch, unſer Staunen“ . . . . . nämlich, daß zwei ſolche Geſchöpfe in der Welt exiſtieren, ein Gefühl, das der Zuſchauer teilen wird.

Trotz dieſes einleuchtenden Trennungsgrundes umarmen ſie ſich, nachdem Aglavaine die kühne Behauptung aufgeſtellt hat, noch nie hätten ſich zwei Seelen (12) ſo wie ihre erkannt.

Man hört einen Schmerzensſchrei und ſieht Selyſette davon laufen.

Das Drama ſteigt auf ſeinen Höhepunkt.

III. Akt. I. Scene. Selyſette und Meleander. Selyſette erzählt, ſie hätte Aglavaine auf die Lippen geküßt. Sie hat zwar etwas „nicht auf dem Herzen, ſondern auf der Seele" (13), aber ihre „Seele (14) fühlt ſich glücklicher als je."

Sie fühlt ſich demunerachtet neben den beiden Erſtaunten überflüſſig, die in ihrer Gegenwart zwar heiter ſind, aber deren „beide Seelen (15) dann ihr Glück nicht mehr haben."

Meleander tadelt ſie würdig. „Man ſoll nicht auf Seelen (16) eiferſüchtig ſein." — „Wenn ein Engel vom Himmel nieder ſtiege, ich könnte ihm meine Seele (17) nicht noch tiefer erſchließen." —

Zugleich ſtellt er ihr eine Genugthuung in Ausſicht: „ich küſſe heut abend deine Seele" (18).

II. Scene. Das große gigantiſche Schickſal holt aus: Aglavaine und Meleander finden Selyſettes Taſchentuch. Es iſt naß. Sie hat geweint.

Meleander kann ſeiner Ergriffenheit nicht anders Herr werden, als daß er Aglavaine küßt. Sie wehrt für das Mal ab. Sie ſei nicht edel genug. Selyſette ſei edler.

Meleander: Nein, Aglavaine ſei edler.

Agl.: „Ich möchte dich immer umarmen und

weinen." — „Heute lauſche ich deiner Seele (19) und der meinen." —

Das Schickſal ſchlägt zu: ſie umarmen ſich.

Wenn der Zuſchauer ſich nicht hinlänglich erſchüttert fühlt, iſt er nicht recht bei Seele.

III. Scene. Aglavaine und Selyſette küſſen einander. Sie ſind „in der einfachſten Wahrheit der Seele" (20).

Dieſer Zuſtand iſt um ſo merkwürdiger, als Selyſettes „Seele (21) in ihrem Körper trunken iſt."

Beide umſchlungen ab. Ende des dritten Aktes.

IV. Akt. Der Edelmut ſteigt.

I. Scene. Selyſette denkt offenbar daran, ſich vom alten Turm zu ſtürzen.

Aglavaine fühlt „ihre Seele (22) auf ihren Lippen ſchweben" und wirft den Schlüſſel zum Turm ins Meer. —

II. Scene. Aglavaine ſchläft im Garten neben einem tiefen, tiefen Brunnen, in den ſie, wenn man ſie unvorſichtig weckt, hineinfallen wird. Allein Selyſette, die dazu kommt, iſt edel und weckt ſie vorſichtig.

Sie umarmen ſich einige Male und gehen umſchlungen ab.

III. Scene. Die alte Großmutter ahnt. Aglavaine und Selyſette küſſen einander.

IV. Scene. Meleander küßt Selyſette.

V. Scene. Selyſette hat den Schlüſſel wieder gefunden und iſt oben auf dem Turm.

Es fällt ihr ein, daß ſie die alte Großmutter nur einmal zum Abſchied geküßt hat. Da ihr dies mit Recht zu wenig erſcheint, kommt ſie wieder herunter.

VI. Scene. Selyſette nimmt von der Großmutter Abſchied.

VII. Scene. Aglavaine und Selyſette geben ſich einen Kuß.

VIII. Scene. Selyſette ſtürzt ſich vom Turm. —

Ohne alle Ironie:

Die ſechſte und die achte Szene ſind ſtimmungsvoll, wenn auch viel zu weichlich, um dramatiſch zu ſein. Damit könnte das Stück ſchließen. Aber der gute Dichter giebt den beteiligten Gelegenheit, ſich in einem fünften Akte noch einmal von friſchem edel zu erweiſen.

Selyſette lebt noch. Sie verſichert, ſie ſei aus Verſehen vom Turme gefallen — nur damit die beiden „Seelen" ſich keine Vorwürfe machen.

Aglavaine läßt ſich an Edelmut nicht überbieten. „Wenn ich dich ſo umarme, gebe ich dir all mein Leben, und es iſt unmöglich zu ſterben, wenn die Seele (23) ſo im Lebenshauche ſich badet."

Dies unerhört großmütige Opfer hilft aber nichts. Selyſette ſtirbt. — — — —

Es war eigentlich nicht meine Abſicht, auch hier wieder Goethe heranzuziehen, — ihn gegen Mäterlink „auszuſpielen", wie ſich inzwiſchen ein Profeſſor voller Geſchmack und Verſtändnis ausgedrückt hat. Allein der Vergleich drängt ſich mir auf.

Wir haben im Torquato Taſſo ein Drama, in dem ein ſo breiter Raum mit dem Schwelgen in zarten, weltflüchtigen und auch krankhaften Empfindungen ausgefüllt iſt, daß es uns beim leſen für das grelle Licht der Theaterlampen allzu blutlos erſcheinen will.

Wenn wir den Taſſo aber mit dem Seelengeſäuſel Mäterlinks vergleichen, mutet er uns an wie Leben und Geſundheit ſelbſt.

Wie kommt das? Was iſt Mäterlinks Geſtalten im Gegenſatz zu andern Menſchen gemeinſam?

Nun, ſie ſitzen auf Burgen und — ja, und . . . . . Was thun ſie da eigentlich? Herrſchen oder dienen ſie, arbeiten ſie, oder leben ſie den freien Künſten?

Nichts von alledem. Sie ſprechen fünf Akte hindurch von der Schönheit ihrer „Seele", und der einzige Zweck ihres Daſeins iſt, immer noch „ſchöner" zu werden. Dies Ziel ſuchen ſie nicht durch künſtleriſche, noch überhaupt geiſtige Be-

ſtrebungen zu erreichen, ſondern einzig dadurch, daß ſie einander „weinend umarmen".

Die Empfindſamkeiten Taſſos und der Prinzeſſin ſind ungeſund, aber ſie ranken ſich um eine große geiſtige Leiſtung, um Taſſos Dichtung. Dennoch behält das wirkliche Leben gegen Taſſo Recht.

Mäterlinks Menſchen ſind viel zu ätheriſch, als daß man ihnen zumuten könnte, jemals irgend etwas zu leiſten. Aber die wirkliche Welt hat ihnen gegenüber ſo gründlich unrecht, daß ſie ſich auch nicht mit dem leiſeſten friſchen Luftzuge an ſie heranwagen darf.

Was ſollen wir da nun als die neue Weltanſchauung begrüßen?

— — — — — Seele — — — — —

Die Schneidigen.

Daß unſere Dramatiker niemals überladen ſind, mag ein verletzendes Lob ſein, eine dem ordentlichen und fleißigen, wenn auch mittelmäßig begabten Schüler erteilte Eins, oder wie immer man es nennen will, jedenfalls giebt es eine Ausnahme.

Der Verfaſſer des Epos Vom großmütigen Helden Arminius — o, Verzeihung: der Verfaſſer

der Dramen „der neue Herr" und „die Quitzows", obwohl fleißig und Ordnung liebend wie Einer, mag anſtellen, was er will, er wird immer überladen ſein. Aber damit allein erringt man ſich noch keinen Platz unter den Unſterblichen.

Die großen Genies ſind in ihren Anfängen überladen aus Reichtum, etwa wie der Barockſtil; Wildenbruch iſt es aus Armut, nicht unähnlich einer neumodiſchen Villa, der der Bauſpekulant durch Zement und Stuck von außen und innen das Ausſehen eines Herrenſitzes zu geben ſucht.

Patriotismus iſt ſicherlich ein erhebendes Gefühl. Aber es iſt ſchwierig, Stunden lang ausſchließlich zu fühlen, und noch dazu immer dasſelbe. Wenn es einen ganzen Theaterabend anhalten ſoll, müßte das Gefühl von Zeit zu Zeit durch einen Gedanken abgelöſt werden. Das ſollte Wildenbruch wirklich einmal verſuchen.

Das fortgeſetzte hohe Pathos iſt ſchon bei Schiller nicht immer leicht zu ertragen, wo es doch ſo häufig der Ausdruck hoher Gedanken iſt. Aber wie es jedem Kunſtgefühl ins Geſicht ſchlagen würde, wenn man eine Doppelreihe ſchwerſter doriſcher Säulen verwenden wollte, um einen leichten Holzbalkon zu tragen, ſo empfinden wir Wildenbruchs ſchweres, anſpruchsvolles Pathos bei dem völligen Mangel an Gedanken als ſchmählich verthanen Aufwand.

Frei von jener Unsicherheit, die das eigene Urteil und damit der Zwang zu prüfen, auszuschichten, Maß zu halten nun einmal mit sich bringt, läßt er seine Gestalten in den unförmlichen Stiefeln dieses hohlen Pathos einherstampfen, einerlei ob Hofleute, Kriegsknechte, oder Jungfrauen.

Ein siebenzehnjähriges Mädchen, ein Kind aus dem Volke, und zwar aus dem Volke des 14. Jahrhunderts, klagt über eine Gewaltthat, die man gegen ihren Vater verübt hat: „.... und nichts bleibt, als der Schrei eines Weibes, verhallend in der Wüste der Zeit!"

Man kann ja von der litterarischen Zukunft noch so manches erwarten. Aber hier ist, denke ich, doch wirklich einmal ein Gipfel der Geschmacklosigkeit erreicht.

Und doch kennt der Dichter, wenn ihn die Laune anwandelt, in demselben Stücke ein unfehlbares Mittel, die treuherzige Schlichtheit der kleinen Leute aus dem 14. Jahrhundert im Lichte historischer Echtheit darzustellen: er läßt sie in dem seinem Publikum so traut klingenden Berliner Straßendialekt reden.

Aber das Schlimmste, das Unverzeihliche ist seine Art, die Fürsten der Vergangenheit zu schildern.

Man glaubt ungern an eine bewußte Fäl-

schung der geschichtlichen Wahrheit (ich meine selbstverständlich nicht der Thatsachen). Aber es hält schwer, bei einem Manne, der sich doch mit der Geschichte befaßt haben muß, eine so völlige Abwesenheit auch nur des allerschwächsten Anschauungsvermögens anzunehmen. Nein, viel schlimmer als gar keine Anschauung; sollte es möglich sein, daß er selber sich durch seine Brille täuschen läßt, daß er die fingerdicke Lackfarbe des neuzeitlichen Patriotismus für echt hält, mit der er die Ahnen überzieht? Wie kann man überhaupt Geschmack finden an einer „Idealisierung", die Menschen aus Schmiedeeisen in bunte Nürnberger Puppen verwandelt?

Fürsten des Mittelalters, die ein neues Land erworben hatten, sanken nicht vor dem Sande in die Kniee und hielten schwungvolle oder gar empfindsame Reden fürs Publikum. Als Herren fühlten sie sich und waren es auch; kluge, ja weitsichtige und deshalb nützliche Herren, aber nicht Schönschwätzer ohne Saft und Kraft nach Art unsrer Parlamentarier von der Sorte, die sich lächerlicher Weise für den Nachfolger des mittelalterlichen Bürgertums hält.

Es giebt nur eine plausible Erklärung: Wildenbruch weiß ganz gut, wie unecht das alles ist, aber er hält es für seine Bestimmung, ein patriotischer Dichter zu sein, und da sieht er nur

den einen Weg — *ſeinem Publikum* gegenüber.

Wiederum iſt man erſtaunt, wie hoch über dem heutigen das Londoner Theaterpublikum zu ſo alter Zeit, der erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts, geſtanden haben muß — abgeſehen natürlich von den Berlinern, dieſen treuen, gewiſſenhaften und ſtrengen Hütern einer hohen Kunſtüberlieferung.

Welche Härte, welche Wildheit in Shakeſpeares Königsdramen!

Mehr faſt, als das Klirren der Waffen, hallt der dumpfe Fall des Henkerbeiles über die Bühne, begleitet vom ſchrecklichen Frohlocken des triumphierenden Gegners. Durch das Toben der Leidenſchaften, des Haſſes, des Liebesverlangens, der Gier nach Beſitz, des Ehrgeizes, des Machtwillens, zieht ſich nur ganz ſelten ein Ton ſelbſtloſer Vaterlandsliebe.

Aber gerade weil nichts beſchönigt iſt, empfinden wir die Königsdramen noch heute als Ausdruck einer gewaltigen Volkskraft. Wir *glauben* an dieſe trotzigen Barone, die dem Leben eines Landedelmannes von ſehr großem Beſitze das blutige Würfelſpiel um die Königsmacht vorzogen; eben darum glauben wir auch an den Patriotismus, der ſich niemals vordrängt. Und, was mehr als das bedeutet: auch Shake-

ſpeares Publikum glaubte daran; die Königsdramen waren als patriotiſche Stücke beabſichtigt und ſchlugen als ſolche durch.

Freilich uns fehlt die einheitliche Geſchichte. Aber Goethe hat uns doch gezeigt, wie auch aus deutſchem Mittelalter ein vaterländiſches Drama zu holen iſt: Ein deutſcher Kaiſer, der das Beſte will, im Kampf mit Pfaffen und Vaſallen, unterſtützt von einem auf ſeine reichsunmittelbare Freiheit ſtolzen Edelmann, der doch ein treuer Unterthan des Kaiſers iſt, und das Muſter eines ritterlichen Deutſchen.

Ich weiß wohl, daß auch dies Bild aus deutſcher Vergangenheit ſehr ſtark idealiſiert iſt. Allein das geſunde, echte, kernige der Ahnen bleibt doch gewahrt; es weht uns der Erdgeruch vaterländiſchen Bodens entgegen, und Götz von Berlichingen iſt ein patriotiſches Drama.

Aber ſo paßt es dem heutigen Publikum nicht. Es giebt da keine Gelegenheit zu ſchneidigem Hurrah und zum Vigilieren, wo ſich etwa ein Mangel an ordnungsmäßiger patriotiſcher Begeiſterung zeigt.

In Bereitſchaft ſein iſt alles. Näher und näher rückt ein Unhold an uns heran.

Schon formiert ein Artilleriſt noch viel klobigere Dramen als Wildenbruch.

Wer kann ſagen, ob und wo es eine Schranke

giebt für die Raserei der heutigen Geschmacksverhöhnung?

Wer will dafür einstehen, daß das gräßlichste vermieden wird, daß wir dem Drama vom neuen deutschen Reiche entrinnen?

Nur eins möchte ich dann den mit dem Lorbeerkranze um die Mütze bitten, welcher Waffengattung er auch angehören möge: lassen Sie Bismarck aus Ihrem Drama fort!

Wir wissen ja jetzt, wie wenig er zu Deutschlands Größe beigetragen hat. Auch hat er 1866 die Kameraden um den Wiener Einzug gebracht.

Und ernstlich, es ist auch sonst keine dankbare Aufgabe.

Jene Augenblicke aus Deutschlands jüngster Vergangenheit, in denen sich wohlvorbereitetes gewissermassen zu einer gewaltigen Scene verdichtete, wie Bismarcks Mitteilung der französischen Kriegserklärung an den norddeutschen Bundestag, da statt der Antwort die Mitglieder sich erhoben und die Wacht am Rhein sangen, und so vieles andere, was an sich sehr wohl im Drama zu verwerten wäre, — was soll man da noch hinzuthun? Der größte Dichter könnte die schlichte Darstellung der Wirklichkeit nicht überbieten. Unsre modernen aber könnten die großen Erinnnerungen höchstens verhunzen.

Und Bismarck?

Schiller, der alte Bühnenpraktikus, wußte was er that, als er sich zum Helden seiner grandiosen Trilogie nicht eine der Nationalgrößen aussuchte, sondern den Feldherrn, dessen Bild aus wilder, verworrener Zeit nur unklar, gleichsam im Dampfe der Geschütze und im Rauche brennender Dörfer verschwimmend auf die Nachwelt überkommen war.

Das Bild des Mannes, den die Welt den Eisernen nannte, und der doch, als er dem Reichstage den Tod Kaiser Wilhelms amtlich mitteilte, nicht weiter lesen konnte, so daß während einer minutenlangen Totenstille in dem Saal, der so oft von der Stimme seines Zornes erfüllt war, kein Laut gehört wurde, als sein Schluchzen — dies Bild, wohlthuend, man möchte sagen mit künstlerischer Weisheit noch heller und plastischer hervorgehoben durch die Wut der Pfaffen und Liebknechts, muß der Bühne auf Menschenalter, auf Jahrhunderte entzogen bleiben.

Als Goethe in Italien den Tod des großen Friedrich erfuhr, schrieb er in sein Tagebuch: wie gern ist man stille, wenn ein so Großer zur Ruhe gegangen ist.

Das ist die rechte Empfindung.

Bismarcks Leben war ein so reich ausgefülltes und ausgenutztes, wie es nicht in jedem Jahrhundert einem Manne beschieden ist. Die Natur hat ihren großen Sohn behütet vor jenem lang-

samen, kümmerlichen Verfallen, das schon so manches ehrwürdige Bild vor der Nachwelt entstellt hat. Müde zwar, übersatt vom Leben und Menschen, aber in großer Klarheit ist er ins Grab gesunken.

Da ist kein Raum für weinerlichen Kummer, wie wenn der gute alte Onkel Piepenbrink nun doch endlich gestorben ist. Aber auch nicht für schwungvolle Lieder, und am allerwenigsten für ein Drama.

Da giebt es nur ein echtes Gefühl; eine große Stille.

In Sack und Asche.

Ich habe noch nicht den Vorzug, das Epos von der Menschheit zu kennen, und kann mir nicht recht vorstellen, wie der Verfasser unsre gemeinschaftliche Weltgeschichte eingeteilt hat. Unter hunderttausend Versen läßt es sich meines Erachtens gar nicht machen. Dann müßten schlecht gerechnet tausend Seiten auf scheltende Propheten fallen.

Sie sterben nicht aus. Immer, wenn sichs die Welt am wenigsten vermutet, steht da auf einmal Einer in Sack und Asche und donnert über die Schlechtigkeit der Menschen. Dann

fragen sich diese verblüfft: „was Teufel, sollten wir wirklich solche Hallunken sein?", sehen einander von der Seite an und denken schließlich, die Sache möge wohl ihre Richtigkeit haben. Damit hat es dann sein Bewenden und es bleibt alles beim alten.

Leicht geht es auch dem Propheten so wie dem strengen Cato, den die Sünder, als er gerade im besten Schimpfen war, auf die Schultern hoben und Beifall jauchzend über den Markt schleppten.

Oder wenn der Prophet gar ein Künstler sein will, so werden, nach Nietzsches treffendem Ausdruck, seine Augen gläsern, weil er allzu heftig nach der Moral schielt, statt sich am farbigen Abglanze zu erfreuen.

Goethe wußte recht gut und sprach es auch wohl gelegentlich aus, wie morsch und faul es oft hinter den steinernen Wänden und schönen Spiegelfenstern der Reichen aussieht. Aber die Rolle des scheltenden Propheten überließ er den Pfaffen und Schulmeistern.

Es fiel ihm nicht ein, „ideale Forderungen" zu stellen, ihm, der doch wahrlich ein größeres Recht dazu hatte als irgend ein Andrer. Ihm war es nicht verborgen, daß man mit solchen Bußpredigten nichts bessert in der Welt. Er begnügte sich, in sich selbst ein Muster aufzu-

stellen, das des vollkommensten Menschen, den unsre Kultur hervorgebracht hat. Und damit hat er ein gut Teil mehr gethan, als je ein Bußprediger zu Wege gebracht hat.

Aber da kommt der gestrenge Ibsen in Gehrock und Cylinderhut, zeigt mit dem Rohrstocke auf die schwarze Tafel, wo er es mit Kreide aufgezeichnet hat, wie wir allesamt nichts als Schläge verdienen, räsonniert nebenbei auf Lehrer und Pfarrer, wie der Hund den Gevatter Wolf anbellt, und diktiert uns „ideale Forderungen" für zu Hause.

Unten aber im Parkett sitzt die haute finance, hört ihm kopfnickend zu und klatscht Beifall, aus Freude, daß sie versteht, wie der kluge Dichter es meint, und wenn das Stück aus ist, trinkt sie seine Gesundheit bei Austern, Sekt und dem, was ihrem Leben sonst noch not thut.

Schade, schade um ihn, um den König unter Kärrnern, um den einzigen Dramatiker, der, selber ein Mensch eigener Art, auch Persönlichkeiten zu gestalten weiß, nicht nur Dutzendmenschen wie Hauptmann, oder Phrasendrescher wie Sudermann.

Aber seine Gestalten sind voller Schrullen. Einem Manne wie dem Helden in „Wildente", der ungebildete, beschränkte, aber völlig harmlose Menschen gewaltsam vor „Konflikte" stellt, in denen sie zu Grunde gehen müssen, nicht weil die

Konflikte unlösbar sind, sondern weil sie nicht in Konflikte passen, einem solchen Manne möchte man zurufen: Was fällt Ihnen denn ein, Sie Sultan, daß Sie dies kleine, unschädliche Menschenbehagen zertrümmern — und wenns auch ein nicht ganz einwandsfreies Philisterbehagen ist? Wer sind denn Sie, daß Sie hier die höchste und strengste Gerechtigkeit vorstellen wollen? Haben Sie je die unerbittliche Härte des Lebens am eigenen Leibe gespürt, da, wo sie zur Hölle wird, zur Hoffnungslosigkeit? Schwerlich. Sie würden sich sonst wohl hüten, „ideale Forderungen" an Leute zu stellen, die ohnehin dieser Härte des Lebens nicht gewachsen sind.

Sie haben sich ja inzwischen stärkere Gegner gesucht. Und nachdem Sie nun wohl selbst gefunden haben, daß Ihre Waffen an diesen wirkungslos abgleiten, sollten Sie endlich Ihre wahre Aufgabe erkennen, nämlich die Welt zu betrachten und zu begreifen, nicht aber sie zu korrigieren.

Zu einer solchen Umwandlung ist Ibsen jedoch nun wohl zu alt geworden.

Die von der ruhigen Heiterkeit.

Wenn man unseren Schriftstellern glauben darf, leben wir in einer lustigen Zeit, und sie, die

Schriftſteller, ſind ihre witzigen Choretiden. Da reden ſie ein langes und breites von einer etwas nebelhaften hohen Warte, wo man mit einem nicht gerade einleuchtend motivierten Lächeln auf die Welt hinunter ſieht. Wildenbruch hat ſich ſogar zu einem „heiligen Lachen" verſtiegen — der wollte auch ſchon dafür ſorgen, daß ihm niemand den dickſten Paukenſchlag ſtreitig machen könne.

Indeſſen mit dem Reden allein iſts nicht gethan. In Wahrheit iſt nie eine Zeit ſo arm an Humor geweſen wie unſre.

Starb da kürzlich ein Schriftſteller, ein alter Herr, der ſich in ſeinem langen Leben redlich bemüht und viel Gutes geleiſtet hat. Er war auch ein wirklicher Patriot, einer jener tüchtigen, gewiſſenhaften, gegen ſich ſo gut wie gegen andre ſtrengen Altpreußen, die ihren Patriotismus nicht gern bei Sekt und Hurrahrufen zur Schau tragen, aber doch bei rechter Gelegenheit ſich auch einmal zu begeiſtern wiſſen. Allein die rechten Gelegenheiten ſind ſelten, und am Ende bleiben ſie wohl gar ganz aus, beſonders, wenn man mit einem ſo ſcharfen Blick für die Wirklichkeit geſegnet oder geplagt iſt, wie jener.

Er ſah Leben und Menſchen ſo, wie ſie ſind, ohne jede Illuſion, und ſchilderte ſie ohne jede Beſchönigung. Da giebts nun eben leider weder

eine roſige noch eine bunte Welt, ſondern nichts anderes als aſchgrau.

Natürlich lag ihm das Humoriſtiſche gar nicht. Was wunder, wenn ihn nach ſeinem Tode unſre Sinnigen als einen Ausbund von Humor prieſen, damit ſie bei dieſer Gelegenheit ihre profunde Weisheit über das Weſen echten Humors an den Mann bringen konnten.

Der Schriftſteller malt zum Beiſpiel den Lebenslauf einer Familie von altem Adel mit winzig kleinem Geldbeutel. Mit unbeſtechlicher Offenheit deckt er den elenden Kampf um den Pfennig auf, den jedes Mitglied der Familie früh und ſpät durchficht, die Anſprüche, die ſie ans Leben ſtellen, und die Wichtigkeit, die ſie ſich beilegen, während dies ungerechte Leben ihre Anſprüche unter den Tiſch fallen läßt und ſie alle miteinander kaum wichtiger nimmt, als einen penſionierten Laternenanſtecker. —

Wir Ungebildeten haben, wenn wir uns durch einen ſolchen Roman durchgeleſen haben, die Empfindung eines Troſtloſen grau in grau.

Aber wir ſind eben weit hinter der Mode zurück.

Der Gegenſatz der wirklichen Unwichtigkeit und der eingebildeten oder doch beanſpruchten Wichtigkeit, der für die Menſchen typiſch iſt, wird heute unter der Aufſchrift „Humor“ geführt, und

es ist sogar das allerfeinste, was man in dieser Branche haben kann, versichern die Agenten. —

Der Gegensatz ist da, ohne Zweifel. Aber ist er wirklich so ungemein humoristisch?

Schopenhauer faßt ihn so: „.... dennoch wird jedes dieser flüchtigen Gebilde, dieser schalen Einfälle, vom ganzen Willen zum Leben, in all seiner Heftigkeit, mit vielen und tiefen Schmerzen bezahlt." —

Das klingt eigentlich nicht sehr spaßhaft.

Und wirklich, es ist auch gar kein Spaß dabei.

Wer lange genug lebt und nicht völlig vom Lichte der Erkenntnis verlassen ist, dem sagt das Leben mit unerbittlicher Klarheit: du bedeutest nicht mehr in der Welt als eine Mücke im Sonnenschein. Ob du leidest oder dich freust, zu Reichthum und Ehre kommst oder im Zuchthause endest, morgen stirbst oder nach dreißig Jahren, alles das ist der Welt völlig gleichgiltig. Trittst du ab von der Bühne, so übernimmt ein andrer deine Rolle, oder sie fällt ganz fort, ohne daß die Komödie auch nur eine Viertelsekunde unterbrochen wird. —

Dennoch spürt jeder Lebende, er sei der weiseste und der bescheidenste, eine Stimme in sich, die ihm unaufhörlich zuruft: alles kommt auf dich an, du bist das einzig wichtige in der Welt.

Und mit der klarsten Einsicht, wie unrecht die Stimme hat, bringt sie kein Sterblicher je-

mals ganz zum Schweigen, so fest er es sich auch einbilden mag, denn es ist die Stimme der Natur.

Und nicht allein das Leben, sondern auch unsre Kultur beruht auf diesem Wahn, denn er allein treibt die Menschen so rastlos vorwärts, daß „jedes dieser flüchtigen Gebilde" all seine Kraft bis auf den letzten Atem daran setzt, Mühe, Not, Anfeindung, Angst und Unbill jeder Art erduldet — um am Ende in der Welt nicht mehr bedeutet und geleistet zu haben, als eine Koralle im Ozean.

Nein wahrhaftig, so absurde sich der Einzelne in seiner eingebildeten Wichtigkeit gebärden mag, für den behaglichen Humor ist in einem Widerspruch, der ewig das Loos der Menschen bleiben wird, wenig zu holen. Er ist ein Vorwurf für den Satiriker — übrigens auch für den Tragiker, wie ihn denn kaum einer so mächtig ausgedrückt hat wie Shakespeare.

Nun aber soll heutzutage der Humorist eben behaglich sein, bei Leibe nicht satirisch.

Dennoch kann kein geistig zum Mitreden berechtigter und zugleich Wahrheit liebender Schriftsteller unsrer Zeit um jenen Gegensatz herum, denn er wird schärfer als je zuvor erkannt und tiefer empfunden. Und da keiner sich entschließt, der Tagesmode zum Trotz herbe zu sein, so giebt es nicht einen Humoristen unter den modernen

Schriftstellern, so viele sich auch als solche haben ins Firmenregister eintragen lassen. —

Umgekehrt kann Humor daraus werden, wenn nämlich Leute von der Entdeckung überrascht werden, daß sie wichtiger sind, als sie selber geglaubt haben, wie es in Kellers Fähnlein der sieben Aufrechten geschieht, und vielfach bei Fritz Reuter. — Abgesehen nun aber von der Streitfrage, ob jener Gegensatz humoristisch behandelt werden darf, hat dieser hochfeine und hochmoderne Humor — und das ist für uns der Humor dabei — einen Vorzug vor allem voraus, was man früher als Humor gelten ließ: es kann ihn jeder lernen.

Man lese nur diese modernen Kritiker, wenn sie einen ihrer Humoristen herausloben wollen. Da heißt es, daß er das Leben mit jenem Humor betrachtet, der aus einer überlegenen Weltanschauung, einer milden Resignation, oder dergleichen hervorgeht. Aber keinem fällt es ein, zu fragen, ob der Humorist denn auch das hinzuthun kann, was doch immer die erste Voraussetzung alles und jedes Humors ist: den angeborenen Witz.

Schopenhauer ist daran schuld. Er zuerst hat jene höhere Art des Witzes ästhetisch festgelegt, wo die bloße Komik sich in den Humor veredelt. Freilich, etwas anders als es jetzt Mode ist, läuft seine Definition aus. Aber ganz kann man ihn

von der Verantwortung für unsre neueste humoristische Litteratur doch nicht freisprechen, denn er hat den Fehler begangen, nicht ausdrücklich zu betonen, daß bei der höchsten Veredelung und der subtilsten Verfeinerung die erste Voraussetzung für den Humor doch immer der angeborene Witz bleiben wird. Er ließ das fort, weil er glaubte, es verstehe sich von selbst, und jeder würde es ohne weiteres hinzusetzen.

Er hat sein Publikum immer noch überschätzt, und nun haben wir die Bescheerung.

Auch dies ist ein Teil des demokratischen Zuges in der „Moderne". Jeder kann sich seinen Beruf nach Belieben wählen. Man braucht z. B. nur dem harten und arbeitsvollen Leben der andern mit Seelenbehagen zuzugucken, sich zum Bunde derer von der ruhigen Heiterkeit zu bekennen, und wenn einer an diesem Zuckerwassergelage nicht teilnehmen mag, die Hände über dem Bauch zu falten und zu sagen: der hat sich noch nicht zur befreienden Weltanschauung emporgeschwungen — und man darf sich ohne weitere Prüfung Herr Humorist nennen lassen.

Diese Art von Leisetreterei, die vom Humoristen immer nur Milde, Milde und Sanftmut verlangt, zeigt sich noch in der Beurteilung jener derberen Art des Humors, den unsre Kritiker für

untergeordnet halten, während die Nachwelt ihn sicherlich dem Himbeerbrei derer von der befreienden Weltanschauung, den sie sich ja, wenn sie Verlangen danach trägt, jeder Zeit selber bereiten kann, bei weitem vorziehen wird. Oberländer, der gemütliche Münchener, der immer gleich gut aufgelegte Kamerad von der Bierbank, in dessen Welt eitel Vergnügen und Biedersinn herrschen, gilt im Vergleiche mit Wilhelm Busch als der bessere Humorist. Natürlich: Busch versteckt hinter seiner tollen Ausgelassenheit einen tiefen Pessimismus und eine bittere Menschenverachtung. Daß er in seinem Bereiche geradezu ein Genie ist, während Oberländer, so gern man sich gelegentlich von ihm ins Lachen bringen läßt, doch sicherlich noch von keinem für ein Genie gehalten ist, das verschlägt der heutigen Kunstanschauung nichts: Richtung will sie sehen, brave Soldaten, aber nicht Leute, die ihren eigenen Weg gehen, und besonders nicht, wenn sie auf diesem Wege weiter kommen, als die in der Richtung marschierenden. Das kann man ja auch im Grunde keinem verdenken. —

Daß Busch trotz Schärfe und Herbheit so populär geworden ist, kommt daher, daß seine Ausgelassenheit ihn thatsächlich mindestens neunundneunzig unter hundert Lesern verbirgt. Wie mancher z. B., der auf seine marktgängige Tugend

erheblichen Wert legt, mag die schöne Sentenz des Onkels Nolte

Das gute, dieser Satz steht fest,
Ist stets das böse, was man läßt,

beifällig lächelnd gelesen haben, ohne auch nur zu ahnen, wie grimmig da seiner eigenen Philistermoral mitgespielt wird.

Auch hat Busch eine Eigenheit, die ihm den Erfolg verbürgt: er bringt von Zeit zu Zeit eine Zote.

Uebrigens ist das einem witzigen Manne durchaus erlaubt; hier soll nichts weniger als puritanische Sauertöpfigkeit gepriesen werden. Aber es hat allerdings etwas Deprimierendes, wenn, wie man es oft genug erlebt, in einer Gesellschaft gebildeter Herren Stunden lang ohne Unterbrechung jene gewaltsam erfundenen Anekdoten mit zotiger Spitze erzählt werden, von denen allenfalls jede fünfundzwanzigste witzig genannt werden kann; aber die eine wird nicht beifälliger aufgenommen als die allerdümmste, wenn diese nur saftig genug ist. Das Freudengejauchze gilt eben nicht dem Witz, sondern der Zote als solcher, und zuletzt entscheidet die Masse: wer am Schlusse die meisten Zoten erzählt hat (nicht etwa selbst erfunden) gilt als der witzigste Gesellschafter.

Freilich, wenn sie nun heimkommen in ihre

Familie, da verlangen die Herren nach etwas recht ehrbarem und harmlosem; nicht nach scharf geschliffenen Pfeilen, aber allerdings auch nicht nach der „überlegenen Weltanschauung".

Und, wohl ihnen, die „Mappe" bringt ihre und der Hausfrau Lieblinge: vergnügte Leute, die keiner Fliege etwas zu Leide thun möchten, erzählen ihnen frisch von der Feder weg ihre Schnurren, von alten Onkeln und Tanten, die sich gar so drollig und eigenartig geben, aber wenn man sie nur recht erkennt, das beste Herz in der Welt offenbaren, oder auch wohl einmal von einer bösen Tante, oder gar Schwiegermutter — und seien wir gerecht: es giebt einzelne unter diesen Lieblingen des Publikums, denen beinahe auf jeder zwanzigsten Seite ein Witz gelingt. —

Ich wollte vor kurzem irgendwo im Herzogtum Braunschweig, Wilhelm Raabes engerer Heimat, seinen „Hungerpastor" kaufen, um ihn zu verschenken.

Aber der Buchhändler hatte weder den Hungerpastor noch überhaupt irgend ein Buch von Raabe auf Lager; es sei am Orte noch niemals nach einem verlangt.

In das Gefühl der Bitterkeit und der Scham, von dem übrigens auch der Buchhändler etwas zu empfinden schien, mischte sich bei mir eine mildere Empfindung, nämlich die Erkenntnis des

wohl zulänglichen Grundes, weshalb unſere modernen „Humoriſten“ es vorziehen, ihrem Publikum ſtatt jeder kräftigen Koſt Himbeerbrei anzubieten. Man will doch leben.

Großſtadtluft.

Vor fünf Jahren, als Mascagni auf dem Gipfel ſeines Ruhmes ſtand, habe ich die Meinung verfochten, daß er nichts Großes mehr leiſten würde.

Einſtweilen habe ich Recht behalten, und niemand beklagt das tiefer als ich; Mascagni war das letzte Genie unſrer Epoche.

Sicherlich hat Cavalleria rusticana ſehr große Fehler, aber nur ſolche, die man einem werdenden Genie verzeiht; Mascagni verrät da niemals Mangel, weder an Eigenart, noch an Kraft, noch an Einfällen. Durch die vielen Geſchmackloſigkeiten und Rohheiten weht uns doch immer wieder die heiße Glut ſüditaliſcher Volksleidenſchaft an und erregt jenes ſelbſtvergeſſende Mitfühlen, das ſich nur ein Genie erzwingt.

Aber er verließ ſeinen Winkel, wo er der ihm ſo verſtändlichen Stimme ſeines Volkes lauſchte.

Die Zeitungen meldeten mit gebührender Bewunderung die hochintereſſante Thatſache, daß der Meiſter — das wird man heute raſch — ein

wirklich hervorragender Billardspieler geworden war und über eine vielleicht einzig dastehende Sammlung bunter Kravatten verfügte.

Großstadtluft umwehte ihn, jene Luft, in der kein starkes und echtes Gefühl gedeiht. Wir wollen abwarten, wie viel von seiner ursprünglichen Kraft in seiner Operntrilogie „Wallenstein" zu spüren sein wird. Umfangreich genug wird sie ja wohl sein, um förmliche Massen von Gefühl hineinzuthun, sogar von ganz „Differenziertem".

Ich lese eben, daß er uns inzwischen mit einer „japanischen" Oper beschenkt hat, und die illustrierten Blätter erfreuen das Publikum durch Wiedergabe der „feenhaften" Inscenierung.

Also dahin ist es mit ihm gekommen, daß er eine Tagesmode mitmacht, die eigens dazu erfunden ist, künstlerische Impotenz durch fremdartig wirkende Dekoration zu verdecken.

Seinem Rivalen Leoncavallo, als geschicktem Handwerker und klugem Spekulanten, kann die Großstadtluft natürlich nur nützlich sein.

Die einzige Rettung für Mascagni wäre noch, daß er seinen Wohnsitz nach Berlin verlegte, diesem weißen Sperling unter den Großstädten, dieser Hochburg des echten und starken Gefühls, wo ihn eine unabsehbare Masse redlich strebender

Apollopriester zu den reinen Quellen der Natur zurückgeleiten würde.

Höhenluft und Sumpfdünste.

Wenn das jäh emporgeflammte und erloschene Licht aus dem Süden für die Musik die Ahnung erregt, daß die Nacht doch vielleicht noch einmal wieder von großen Gestirnen verscheucht wird — wie stehts denn mit der Litteratur? Mehr Goethe! Was soll das am Ende heißen? Sollen die Schriftsteller den Faust fortführen, bis zum zehntausendsten Teil?

Beispiele zeigen mehr, als jede Theorie. Ich nenne keinen Lebenden. Gewiß, es giebt ihrer viele — unter den „Alten" versteht sich —, die den Irrweg von Goetheſcher Natur abwärts in den Staub und die Moschusdünste Berlins nicht mitgegangen sind.

Aber abgesehen von der Frage, ob es gerecht wäre, einen herauszugreifen, wüßte ich auch keinen, dem sich anzuschließen ohne Gefahr wäre, — aus Gründen, die hier nicht zu erörtern sind.

Aber ich nenne einen Meister, der noch nicht so sehr lange tot ist, der sich unmittelbar an Goethe herangebildet hat, und den über die Achsel

anzusehen sich selbst die „Moderne" nicht recht getraut: er hieß Gottfried Keller.

Und wunderbar: bei diesem bis jetzt einzigen modernen Schriftsteller, dessen Leben zu studieren ernsthafte Männer für der Mühe wert halten, ist von allen jenen gepriesenen Delikatessen gar nichts zu holen: keine zartesten Sensationen, keine neuesten Reize und gar keine differenzierten Empfindungen.

Ihm sollten wir uns anzuschließen suchen. Wer das erreichte, wem ein Roman von dem Reichtum, und zugleich der Schlichtheit und innern Redlichkeit des „Grünen Heinrich" gelänge — nein, keinen Selbstbetrug. Ein solcher Roman fände heute erst nach langem Suchen einen Verleger, und dieser machte schlechte Geschäfte.

Schon die Sprache würde abstoßen; ein verständiger, geschmackvoller und schlichter Stil würde für die Sprechweise eines Originals aus bäurischem Stande gehalten werden, dem der schnurrige Einfall gekommen wäre, sein unbeholfenes Gestammel drucken zu lassen.

Und der Inhalt?

Eben während ich dies schreibe, erscheint wieder ein Roman, der geradezu typisch dafür ist, welche Sorte heutzutage den Erfolg für sich hat.

„Ernst Huttens Werbung" ist der Titel. Der Roman umfaßt etwa vier starke Druckseiten, er

ist von jener anspruchsvollen Kürze, wie es sich Leute erlauben können, die uns sehr viel zu sagen haben. Man höre auch nur:

Wir treffen Ernst, einen müden Greis von 23 Jahren, in einer hochmodernen Abendgesellschaft. Er setzt sich, und sein bleicher Kopf, — durch einen solchen zeichnet sich schon der edle Polengraf in Hauffs „Mann im Monde" aus, — verschwindet hinter dem Postament einer Statue.

Seine Lebensanschauung ist düster, aber voller Weisheit und Tiefe: „Ich bin ich und du bist du."

Indessen wir können uns nachgerade denken, was der Moderne sich bei diesem Orakelspruche denkt. Er hält auch nicht weiter damit hinter dem Berge.

Zufällig sind gerade nicht mehr als drei junge Frauen im Saal anwesend, die Ernst geliebt hat. Eine von ihnen nennt er bei sich „hübsch aber kalt — und doch verliebt, wenn sie bei ihm war." Er hat also nicht ohne Erhörung geliebt, was sich ja eigentlich von selbst versteht. Aber er mag diese Leute nicht mehr, weil er sie zu gut kennt. Er geht verdrossen nach Hause, indem er vor sich hinschimpft „Bande!" — womit er nach allem nicht unrecht hat, vorausgesetzt, daß er sich selbst nicht etwa ausnimmt.

Draußen auf der Straße erinnert er sich an eine Jugendnacht vor zwei Jahren. Damals konnte

er noch lieben, und er machte Verse, die er jetzt ironisiert. Er hat auch darin recht, denn seine Poesie ist ein eitles Zurschautragen seiner widerstreitenden Gefühle, seiner „zwei Seelen", nämlich der sentimentalen und der witzelnden, die sich in so manchem Handlungslehrling vereint finden.

Aber wie ironisiert er sich! „O Gottogottogott!" „Es war zum Kugeln."

Er beabsichtigt nun, um eine junge Dame zu werben, die er als Student geliebt hat; sie arbeitet bei Gerson. Allein wie er mit ihr gesprochen hat, gefällt sie ihm auch nicht mehr. „Er machte Kehrt und zog nach Hause", schließt die Geschichte, gewiß einfach und doch ergreifend. —

Der Roman erschien, wie manche andre, mit denen wir uns hier beschäftigen mußten, in einem Wochenblatt von vornehmer Ausstattung, und es wird auch in Kreisen gelesen, deren Geschmack jetzt maßgebend ist, weil die Kunst nun einmal nach Brot geht.

Dasselbe Blatt kündigte vor einigen Monaten als Einladung zum Abonnieren einen von einer Dame geschriebenen Roman an — einen sensationellen, versteht sich. Die Sensation sollte darin bestehen (ich weiß nicht, ob der Roman jetzt erschienen ist), daß die Verfasserin mit unerhörter Offenheit die verborgensten Tiefen des weiblichen Geschlechtslebens bloß legen würde — welche

Finanzierung des Geschlechts auch wohl gewinnbringender ist, als die bis jetzt bekannte, die der öffentlichen Schande überliefert.

Aus der Feder unseres Hans wird uns ein „glühender Hymnus auf den Mann als die Erfüllung der Weibessehnsucht" in Aussicht gestellt, und ich gestehe, daß ich mich darauf ganz besonders freue. —

Ein mir gerade vorliegendes Heft des Journals enthält unter fünf Erzählungen folgende vier.

1. Schluß eines Romans „Der Lebende hat recht."

Eine junge Schauspielerin sitzt in ihrem hocheleganten Boudoir. Sie braucht ihre Wohnung nicht zu bezahlen. Sie hat ihre Mutter, die mit allem einverstanden ist, zu sich genommen. Diese Geschichte ist moralisch. Denn während eine gute Schwester in glücklicher Ehe lebt, sieht die lasterhafte düster in die Zukunft: „er" scheint sich verloben zu wollen.

2. Alexis Lugowoi. „Ein Brief" — nämlich eines Schriftstellers, der einige Monate mit der, nun verstorbenen, Frau eines Freundes in der Schweiz zugebracht hat. Er versichert die beiden betrogenen, Frau und Freund, seiner Hochachtung und setzt auseinander, daß sie nicht den geringsten Anlaß haben, ihm böse zu sein. Ein „Dichter" sei nun mal anders als andere Leute. —

Das ist zwar abgedroschenes Zeug, aber da es ein Russe geschrieben hat, ist es natürlich vornehme Litteratur.

3. „Goldschmetterling" von Pekár.

Leutnant „Dodo", schön und dumm, gerät während des Manövers auf ein Landgut, wo er sich genau zwei Stunden aufhält. Der Besitzer ist abwesend, und Dodo verführt seine Frau. Dann macht er der achtzehnjährigen Tochter eine Liebeserklärung und küßt sie ab, so daß er das junge Ding in wilde Glut versetzt. Dabei denkt er gelangweilt „nun ists genug mit der Hetz", läßt sie stehen, kneift das Kammermädchen in die Wange und frühstückt. —

Er reitet davon und meint: „Wenigstens habe ich doch diese zwei Stunden irgendwie tot geschlagen. Alles war gut, die Frau, das Mädchen, der Tabak, blos der Cognac war schlecht." —

Ungarisch, also hochfein, besonders, da man die Geschichte mit wenigen Strichen in eine Mikosch-Anekdote umarbeiten kann. —

4. „Armenbesuche" von Marie Madeleine.

Der Titel ist eine Schelmerei, die besonders einer Dame allerliebst ansteht.

Gertrud, 18jährig, hat sich mit einem 52jährigen Baron verlobt, dessen Eleganz, Verliebtheit und Vermögen sie zu schätzen weiß.

Abends im Bett malt sie sich ihre erste Untreue aus.

Das geht aber nachher nicht so leicht wie sie sich denkt, da der Mann sehr eifersüchtig ist. Nur ihre Armenbesuche läßt er sie allein machen, so daß ihr nichts übrig bleibt, als das auszunutzen. Gleich die erste Arme, eine alte Frau, ist, wie man sich denken kann, mit Freuden bereit, als Kupplerin zu dienen.

Den Leutnant stört das schmutzige, übelriechende Bett, und sehr viel macht er sich überhaupt nicht aus Gertrud. Er freut sich schon auf „seine hübsche Choristin mit dem impertinenten Mäulchen, die in ihrem roten Morgenrock zum totküssen aussah, und so niedlich zu sagen pflegte: Du, Fritzchen, ein famoses Luder bist du. Das ist totensicher."

Es ist nur gerecht, daß die Choristin das letzte Wort in der Geschichte behält; „Hör mal, Fritzchen, mein süßes Biest, hast du mir auch was mitgebracht?" —

Ich kenne die Unersättlichkeit gewisser Leser an Ehebruchsgeschichten. Aber ich denke, diese vier Prachtstücke in Einer Nummer genügen auch dem anspruchsvollsten.

Die Leute, denen solche Prima-Ware angeboten wird, müssen doch im Grunde höchst un-

vornehme Naturen ſein; und das ſind ſie auch wirklich.

Jenes Blatt und ſeine Verwandten hießen paſſend: Litteratur für das Israelitiſche Berlin, oder, da Israelitiſch hier am Ende doch nur epitheton ornans iſt, ſchlichtweg: für die Berliner.

Nun iſt aber die erſte Bedingung für eine Geſundung und Veredelung der Litteratur ein wahrhaft vornehmes Publikum.

Wo müſſen wir es ſuchen, wenn es überhaupt irgendwo zu finden iſt?

Ruf ins ungewiſſe.

Es giebt Stimmungen, die ſich nur in Gleichniſſen beſchreiben laſſen.

Ein Spaziergang ins freie Feld an einem wolkenfreien Oktobermorgen. Wald und Hügel am Horizont in zarten, bläulichen Nebel gehüllt, weiter als ſonſt in die Ferne gerückt, ſcharf umriſſen freilich, aber fremd, wie einem Erdteil angehörend, in dem noch immer der längſt entflohene Sommer webt.

In ſolcher Stimmung erſcheint uns wohl unſre eigene, ſonſt ſo ſehr reale Gegenwart wie eine ferne Vergangenheit.

Da tauchen denn natürlich die Spitzen aus

dem Nebel: Federbüſche, Ritterhelme, Gala-Degen, Hof- und Jagduniformen, Koſtümbälle und Fackeltänze; ein luſtiges Bilderbuch ſtatt der trockenen Zeitungsberichte.

Dieſe niedliche bunte Welt bedeutet vielleicht nur die Hülle für ſehr viel Gediegenheit und Tüchtigkeit. Allein der gravitätiſche Ernſt und das wichtige Zeremoniell haben doch ein ſchwer auszuſprechendes Etwas gemeinſam mit dem Einzuge der Gäſte auf der Wartburg in einer Tannhäuſeraufführung, wo wir das Theaterperſonal allzugenau kennen. Und wenn nun gar hier und da ein falſcher Bart ſich lockert, anonyme Briefſchreiberei und dergleichen bekannt wird — —

Aber wir nehmen ſogleich innerlich Partei für unſre Masken, wenn die rauhen Bäſſe der Unentwegten und die Fiſtelſtimmen ihrer Schützlinge von der Börſe den Chor anſtimmen: o wie ſchlecht ſind die vom Hofe und wie gut ſind wir von der Demokratie!

Unſer Bilderbuch iſt uns viel lieber, als der Anblick der geprieſenen „Mehrheit", wie ſie, nachgerade in allen modernen Republiken der ſchonenden Hülle beraubt, in ihrer ganzen unſchönen Nacktheit daſteht.

Wir haben auch mehr als genug vom „freien Spiel der Kräfte" und der ſegensreichen Wirkung der „Ausleſe".

Sehen wir uns nur die Leute an, die im modernen Daſeinskampfe immer ausſchließlicher obenauf gelangen!

„Alle haben heute ſchlaue Augen“ ſagte Nietzſche mißmutig. „Und ſehr viele haben dabei ſchwache Schienbeine“ hätte er hinzuſetzen können. —

Schwache Schienbeine haben ja nun freilich die Sporthemdmänner jenſeits des Kanals nicht, die unſre Unentwegten uns als kaum je zu erreichende Idealgeſtalten vorweiſen. Aber wir bedanken uns doch für dies Vorbild. Viel zu ſtark iſt ſchon jetzt die Einwirkung der beefeaters auf die Formen unſerer Geſellſchaft. —

Wir ſind geneigt, unſre Vorfahren, die vor 2 bis 3 Jahrhunderten gelebt haben, für geſunde und tüchtige Leute zu halten, aber doch im Vergleiche mit uns für nicht viel mehr als Barbaren. Indeſſen kann einem nachdenklich zu Sinne werden, wenn man die von Velasquez und van Dyk (wenn auch wohl veredelt, ſo doch nicht frei erfunden) uns überlieferten Geſichter mit denen unſrer heutigen erſten Geſellſchaft vergleicht — von der franzöſiſchen Ariſtokratie der letzten 150 Jahre vor der Revolution ganz zu ſchweigen.

Wie kommt das? Was hat überhaupt eine erſte Geſellſchaft als ſolche zu leiſten?

Ueber Genußſucht, Verſchwendung, Frivolität

in diesen Kreisen zu donnern, überlassen wir den Neidischen und den Philistern. Nur zweierlei muß die erste Gesellschaft bewahren: viel Grazie und Geschmack, und ein bissel Geist. Das hat sie früher auch gethan. Aber heute?

Die Mode, deren tollste Launen man hingehen läßt, da ihre einzige, aber auch Tod-Sünde Geschmacklosigkeit heißt, macht aus dem Manne hier einen formlosen Mehlsack, dort einen König Nußknacker, dem die Straßenjugend huldigend zujauchzt, wenn er sich außerhalb einer Großstadt betreffen läßt; aus dem Weibe bald eine aufgespannte Raupe, bald eine groteske Ungestalt, eine turmartige Anhäufung von Filz, Federn, Sammt und was weiß ich, das Haupt gekrönt mit dem Kopfputze eines Maorihäuptlings in vollem Kriegsschmuck.

Der Sport, bei den Griechen der Erzeuger höchster Körperschönheit, auch bei uns in früheren Zeiten wenigstens Former jener Schönheitsabart, für die es nur das Fremdwort Eleganz giebt, ist nun, unter der Hegemonie der Footballmänner aus dem Lande der high church, zu einem wüsten Akrobatentum erniedrigt.

Die gewaltsamen, verzerrten Bewegungen dieses entarteten Sports überträgt die Mode auf die Umgangsformen, schließt sich auch der herrschenden Reglementiersucht voll Eifers an, indem sie z. B.

die Bewegung des Grußes bis auf den Millimeter vorſchreibt, damit nur ja keinem ſo viel Freiheit erlaubt ſei, daß er die andern durch Grazie ärgern könnte.

Geiſt — — — — — —?

Beobachtet man nun ferner, wie ſie in dieſen Kreiſen einander für die Ehe ſuchen, nämlich nicht nach Schönheit, Anmut, Liebenswürdigkeit, oder doch zur Erhaltung einer herrſchenden Raſſe, ſondern faſt einzig aus Geldintereſſen; ſo denkt man mit Grauſen daran, wie ein jetzt ſchon allzuhäufig geſehener Typus immer mehr herrſchen wird: niedere Stirnen, vornübergebeugte Nacken, ſchleudernde Armbewegungen — — ein Zukunftsbild, das man ſich lieber nicht gar zu deutlich ausmalt. —

Es iſt kein Zweifel: dies iſt das vornehme Publikum nicht, das der Litteratur not thut. Die Zeiten ſind vorbei, wo die Künſtler ſich um ihre Förderung an eine geſchloſſene erſte Geſellſchaft wenden durften und mußten.

Wer heute nach einem vornehmen Publikum ſucht, der iſt in einer ſchlimmen Lage. Er iſt darauf angewieſen, ſein Wort in die Welt gehen zu laſſen und dem Zufall anheimzuſtellen, ob es in die richtigen Ohren fällt. Er darf es nicht mit lautem „Hört hört“ hinausbrüllen, denn vor-

nehme Leute lieben das nicht, das Wort Sensation bereitet ihnen eine widrige Empfindung.

Er darf es nicht versuchen, die Aufmerksamkeit durch kühne Bereicherungen der Schriftsprache mit Wörtern wie „blubbern" auf sich ziehen zu wollen, denn vornehmen Leuten ist eine so ordinäre Behandlung der deutschen Sprache ein crimen laesae majestatis; sie empfinden Ehrfurcht vor dieser Sprache, in der Walther von der Vogelweide, Luther, Goethe, Schopenhauer zu uns geredet haben.

Er muß es ferner im Gefühl haben, daß die sich bekanntlich bei jeder Gelegenheit vornehm nennenden Uebermenschen die echten Plebejer sind.

Er muß sich überhaupt wohl hüten, sich allzu „wunderbar zu erdreisten", denn vornehme Leute schätzen wahrlich nicht das moderne als solches, sondern lassen im Gegenteil das allerneueste sehr skeptisch an sich heran kommen.

Er darf endlich nicht mit überladenem Putzwerk, unechtem Theatergold kommen, aber auch nicht etwa glauben, mit Armut und Dürftigkeit etwas zu erreichen, denn vornehme Leute schätzen soliden Reichtum.

Aeußerlich zu erkennen sind sie nicht, diese vornehmen Leute, und sie werden auch allgemein gar nicht für vornehm gehalten.

Sie finden sich in allen Ständen. Sicherlich

auch unter jenen ersten Zehntausend. Aber da wohl am wenigsten, und am meisten da, wo sie niemand sucht: Unbekannte, mühselig aber ergeben sich durch die Welt schlagende Künstler; Gymnasiallehrer in weltentlegenen Provinzialstädten; Beamte, die zu nichts besonderem gekommen sind, weil sie es vorgezogen haben, ihre Mußestunden mit brotlosen Beschäftigungen auszufüllen, statt ihre ganze Kraft auf Beförderung zu richten, und sonst einsame Menschen, hier und da wohl auch so ein Einsamer in einer Großstadt.

An diese Leute ist auch mein Ruf „Mehr Goethe" gerichtet. Ich muß es dem launischen Winde überlassen, ob er ihnen die leichten Blätter zuweht.

Zukunftsmusik.

„Wenn es Dreyfus nicht freispricht, wird Frankreich aus der Liste der civilisierten Völker gestrichen", hört man die Bierbankphilister mit lächerlichem Pathos verkünden.

Ich weiß nicht, wie sie sich diese Streichung vorstellen. Schade, daß der Friedenskongreß den Haag schon verlassen hat, er hätte sich so schön zu der feierlichen Handlung geeignet. —

Nein, ihr Weisen, an einem Prozesse hängt die Stellung eines alten Kulturvolkes in der Welt nun doch nicht. Als im Jahre 1791 der siegreiche Pöbel sich endlich einmal so recht gehen lassen durfte, und seiner innersten Natur gemäß jeden abschlachtete, von dem er mit der instinktiven Sicherheit eines Bluthundes witterte, daß er aus edlerem Stoffe geformt war, als er, der süße Pöbel selber, da war Frankreichs Schicksal entschieden, und aller Glanz der Folgezeit beleuchtet nur um so greller den unvermeidlichen Zusammenbruch. Zwar hat es, und das ist ein Beweis für die bewunderungswürdige geistige Höhe dieses Volkes, noch einmal die Führung in der Litteratur an sich genommen.

Aber es wird von uns Deutschen abhängen, ob es diese Führung behalten wird. Wenn wir uns auf uns selbst besinnen, wenn wir den internationalen Plunder der letzten dreißig Jahre zum Teufel fahren lassen, dann werden wir unsrer großen litterarischen Vergangenheit auch wieder würdiger werden.

Noch freilich gilt es in der Litteratur als eine Ehre, international zu sein — Europäische Berühmtheit nennt mans.

Viele Jahrzehnte hindurch wurde Goethe als der einzige unter den deutschen Schriftstellern angesehen, den man als Europäische Berühmtheit

bezeichnen konnte. Heute stößt man allenthalben auf solche Berühmtheiten, deren Namen freilich auch zahlreichen gebildeten Leuten völlig unbekannt sind. Aber es ist ein Unterschied zwischen der Europäischen Berühmtheit Goethes und der „Moderne".

Goethe konnte seinen Faust nur in deutscher Sprache dichten, und alle Uebersetzungen sind nichts weiter, als eben Uebersetzungen. Herr Sudermann dagegen könnte seine Theaterstücke in jeder Kultursprache anfertigen, die er etwa beherrschte, und wenn man sie z. B. ins Französische übersetzte, nun, so ist es eben ein französisches Theaterstück, und spricht die breite Menge drüben genau so traulich an, wie hier. Die „versunkene Glocke" müßte sogar von Rechts wegen in altfranzösischer Mundart geschrieben sein.

Nun liegt aber irgend ein Wettkampf mit den Franzosen einstweilen fern. Sie sind ja von den Engländern verdrängt.

Und wirklich, der Kampf um die Hegemonie mit diesen lohnt sich. Ein Grauen überschleicht uns, wenn wir uns eine Welt ausmalen, in der die beefeaters allmächtig wären.

Es ist eine groteske Scene in der menschlichen Tragikomödie, wie heute allenthalben der Fall Dreyfus behandelt wird, als würde in Rennes um die europäische Kultur prozessiert, während

man die grauenvollſten Zeichen der Zeit kaum der Beſprechung wert hält.

Folterungen! — Dies eine Wort eröffnet den Anblick einer Verrohung, wie man ſie vor wenigen Jahren unmöglich gehalten hätte; und den Ausblick in eine Zukunft, in der es nicht ganz ſo idylliſch zugeht, wie Frau von Suttner es gerne möchte: Rückfall in völlige Barbarei.

Aber freilich, die Kinder der high church haben in ihren Kolonien die gute alte Inſtitution „Folter" niemals ganz in Verluſt geraten laſſen. —

Die Niedermetzelung ferner der armeniſchen Männer, Frauen und Kinder iſt, die Armenier mögen noch ſo gräuliche Spitzbuben ſein, ein Ereignis, das auch dem hartgeſottenſten Optimiſten einen Weheruf über dieſe beſte der Welten entreißen könnte.

Verſteht ſich: der Elefant kann nichts dafür, und John Bull, der den Verlauf der Dinge ein wenig anders gewünſcht hätte, drückt ſich den Cylinderhut auf den von der Idee der Humanität ganz ausgefüllten Schädel und geht in die Kirche.

Und wenn wir die Brutalität und die Hinterliſt Albions, die ja wohl heutzutage kein Menſch mehr ableugnet, er ſei denn ein Unentwegter, als Schattenſeiten eines durchaus männlichen Volkscharakters und als Achillesferſe einer unbeſtreitbar großartigen Kolonialverwaltung in Kauf

nehmen wollen, eines wird John Bull, wenn er bei Laune ist, schmunzelnd selber zugeben: die Grazien, dies leichte Volk der Lüfte, dessen Kurs auf der Weltbörse so unsicher ist und im Grunde immer unter pari bleibt, gehen ihn nichts an.

Und nun erhebt sich die Frage: was hat denn Deutschland da zu bieten? Wenn der Siegesmarsch der Deutschen, friedlich und, wie es denn doch einmal nicht anders sein wird, auch kriegerisch unaufhaltsam vordringt, welche Kultur werden wir verbreiten?

Viele werden sagen: Das kann uns wenig kümmern. Erobern wir die Welt in Frieden und Krieg, und lassen wir die Besiegten sich darüber unterhalten, ob das einen Segen für die Menschheit bedeutet oder einen Rückschritt. —

Ja, so ähnlich dachte Dschingis Khan wohl auch. Aber die Weltgeschichte urteilt ein wenig anders. Schwerlich würde die Geschichte der Römer noch nach rund zwei Jahrtausenden in den Schulen gelehrt, wenn sie nur die Welt erobert, und sie noch so gut verwaltet hätten: als Verbreiter Griechischer Kultur preist sie die Weltgeschichte.

Wir Deutschen haben da einen unendlichen Vorzug: wir sind nicht auf fremde Güter angewiesen, wir haben unsere eigene Kultur zu verbreiten.

Freilich darf es so nicht weitergehen.

Die Wissenschaft ist ja längst international geworden. Und wenn unsre Künstler, in erster Reihe unsre Schriftsteller, nicht aufhören, international zu sein, so wüßte ich nicht, welche eigenen uns von den anderen Kulturvölkern unterscheidenden Güter wir zu verbreiten hätten. Im Gegenteil: das, was wir während der letzten dreißig Jahre den Franzosen nachgemacht haben, das haben diese, und nicht nur sie, sondern auch die Russen und die Italiener, sehr viel besser gemacht als wir.

Gottfried Keller hat uns gezeigt, daß ein Weg zur höchsten Blüte deutscher Kultur, zu Goethe, zurückführt.

Ob wir ihm folgen, oder nach neuen Wegen suchen, nur vergessen wir niemals, wo der deutsche Genius sein Höchstes geleistet hat, und wo er für alle Zukunft neue Befruchtung holen kann.

So sind wir national im rechten Sinne, nicht, indem wir uns gebärden, als hätte Deutschland nichts kostbareres auf der Welt zu hüten, als blonde Haare und blaue Augen, und nichts weiter zu thun, als Waren abzusetzen, oder drein zu schlagen.

Mehr als die meisten unter uns ahnen, dringt dieser öde Geist vorwärts; ganz besonders auf die Schulen hat er es abgesehen.

Möge es nicht dahin kommen, daß dereinst die letzte, klassische Bildungsanstalt vom Erdboden

verſchwunden ſein wird; daß dann in den einzig noch vorhandenen Kaufmanns- und Soldatenſchulen verächtlich jener unpraktiſchen Vergangenheit gedacht wird: Seht, ſo herrlich weit haben wir es gebracht, wir, die man einſt das Volk der Dichter und Denker geſchimpft hat!

Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Im gleichen Verlage iſt neu erſchienen:

Des Knaben Wunderhorn

Alte deutſche Lieder.

Geſammelt von

L. Achim von Arnim und Clemens Brentano.

In einer Auswahl nach der Original-Ausgabe neu herausgegeben von Paul Ernſt.

Ein ſtattlicher Band von 600 Seiten, vornehm und gediegen ausgeſtattet und gebunden M. 4.—.

Als Arnim und Brentano den erſten Band ihrer Sammlung alter deutſcher Lieder herausgaben, welche ſie mit dem ſchönen Titel nannten „Des Knaben Wunderhorn“ ſchrieb

Goethe:

Von Rechtswegen ſollte dieſes Büchlein in jedem Hauſe, wo friſche Menſchen wohnen, am Fenſter, unterm Spiegel, oder wo ſonſt Geſang- und Kochbücher zu liegen pflegen, zu finden ſein, um aufgeſchlagen zu werden in jedem Augenblick der Stimmung oder Verſtimmung, wo man denn immer etwas Gleichtönendes oder Anregendes fände.

Der Wunſch hat ſich nicht in der Art erfüllt, wie ihn der Meiſter ausſprach. Zwar ſind auf vielen Wegen Gedichte des Buches wieder ins Volk gedrungen und führen dort ein friſcheres Leben in Geſang und Freude, wie ſie auf bedruckten Blättern führen würden, das Buch ſelber aber

blieb faſt nur dem Namen nach bekannt. Und doch enthielt es unſere ſchönſten Lieder, denn merkwürdig, ſo viel, treu und fleißig nach Arnim und Brentano noch von Dichtern und Gelehrten geſammelt iſt, kaum ein einziges ſchönes Gedicht iſt neu entdeckt, die ſchönſten ſind alle bereits im Wunderhorn aufgenommen. Daß das Buch ſelbſt nicht ſo ſehr ins Volk drang, erklärt ſich in der Hauptſache aus ſeinem großen mehrbändigen Umfange. Ein Vergleich mit den Grimmſchen Märchen liegt nahe. Sie wären gewiß nicht ſo viel geleſen, wenn nicht von ihnen neben der großen Ausgabe auch bald eine Auswahl erſchienen wäre. Und eine ſolche, die übrigens Achim von Arnim ſchon ſelber geplant hatte, wird hier vom Wunderhorn zum erſtenmale von ſachkundiger Hand mit großer Liebe und Pietät dem deutſchen Volke dargeboten.

Wie die Preſſe unſere neue Ausgabe beurteilt, iſt hier zu leſen:

Die Tägliche Rundſchau, Berlin: Ein Juwel reizvoller Ausſtattung, bei der ſich Inhalt und äußere Form harmoniſch verſchmelzen. Der Herausgeber, Paul Ernſt, hat mit gutem Bedacht und in Befolgung eines ſchon von Goethe gemachten Vorſchlags eine Auswahl aus der Originalausgabe getroffen. Gerade der zu große Umfang, den Arnim und Brentano ihrer Sammlung alter deutſcher Lieder gegeben hatten, war ein Hemmnis für die Volkstümlichkeit des herrlichen Buches. In vorliegender Auswahl iſt die Sammlung etwa auf die Hälfte zuſammengeſchmolzen, enthält nun aber wirklich nur noch Perlen des deutſchen Volksliedes. Die Verlagshandlung hat den Preis trotz des immer noch ſtattlichen Umfangs (600 S.) und der wundervollen Ausſtattung ſehr niedrig angeſetzt: 4 Mark für das gebundene Exemplar. Vielleicht geht jetzt Goethes Wunſch in Erfüllung: „Von Rechts wegen ſollte dieſes Büchlein in jedem Hauſe, wo friſche Menſchen wohnen, am Fenſter, unterm Spiegel, oder wo ſonſt Geſang- und Kochbücher zu liegen pflegen, zu finden ſein, um aufgeſchlagen zu werden in jedem Augenblick der Stimmung oder Verſtimmung, wo man denn immer etwas Gleichtönendes oder Anregendes fände.“

Neue freie Presse, Wien: Paul Ernst ist selber ein feinhöriger Poet von racehaft-deutschem Empfinden. Er war für die Herausgabe des „Wunderhorns" der richtige Mann, und wir wünschen aufrichtig, daß das Buch in dieser Fassung nun auch ein deutsches Hausbuch werden möge.

Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung: Möchte diese mit dichterischem Geschmack ausgewählte Sammlung nun endlich jenen Siegeszug ins deutsche Haus antreten, den Goethe ihr bei ihrem ersten Erscheinen gewünscht hat. Seltsamerweise hat sie bisher, so unermeßlich groß ihr Einfluß auf unsere deutsche Kultur auch gewesen ist, buchhändlerisch gar keinen Erfolg erringen können. Mit Recht schiebt der neue Herausgeber die Schuld darauf, daß Brentano und Arnim zu viel Ballast mit auf das Schiff geladen haben, der sein schnelles Vorwärtskommen hemmte. Die Verbreitung des „Wunderhorns" wäre nicht nur ein Akt literarhistorischer Gerechtigkeit, sondern sie wäre auch ein Zeichen nationaler Gesundung, denn sie würde beweisen, daß unser Volk nach einer langen Periode des sog. Kosmopolitismus sich endlich wieder auf seine nationale Art besänne, daß auf eine Zeit der oberflächlichen Genußgier und vorwärtsstürmenden Hast wieder ein Zeitalter des ruhigen Genießens und der Vertiefung zu folgen beginnt, und daß man nach der Ueberreizung mit fremdländisch gewürzten Speisen, wie sie die Lyrik des letzten Jahrzehnts darstellt, wieder Freude an einfacher und gesunder deutscher Kost findet. Hoffen wir, daß sich aus dem Wunderhorn ein Wunderborn der Verjüngung über unser Volk ergießen möge!

„Die Zeit", Berlin: Diese Ausgabe ist einfach eine literarische Tat. — Warum wird ein so herrliches Buch nicht Hausbuch bei uns gleich der Bibel? Fehlt es an „frischen Menschen", oder woran liegt es sonst? Wenn auch Paul Ernsts verdienstreiche und feinsinnige Auswahl kein Echo in den Herzen der Deutschen zu wecken vermag, wahrlich, dann können wir uns begraben lassen mitsamt unserm Naturalismus, Impressionismus und Gott weiß was sonst für grauen Theorieen! Hier quillt frisches Leben, hier blüht eine gleich tiefgreifende wie naive Kunst, hier liegt ein wahrhaft klassisches Buch vor uns. Nun freut Euch seiner. Seid klug und laßt nicht Perlen am Wege liegen!

Als die erſte Ausgabe erſchien, 1806/1808, waren ſchwere Zeiten in Deutſchland. Die beſten unſeres Volkes haben damals Troſt geſchöpft aus dieſen alten Liedern, deren Heiterkeit, Kraft, Frommheit, Gemüt und einfacher Sinn dem entſpricht, was wir uns als Vorbild für deutſches Weſen denken. Auch heute noch wird „Des Knaben Wunderhorn“ ſelbſt in der Bruſt des neuzeitlichſten Menſchen verwandte Saiten anklingen machen und ſeine Triebe für Bewahrung alter deutſcher Art ſtärken.

Und wem's deshalb Ernſt iſt um eine deutſche Kultur, von der heute ſo viel geredet wird, der helfe werkfreudig mit an der Verbreitung dieſes Buches, auf daß ſo nach faſt hundert Jahren Goethes Mahnung ſich erfülle.

Man verlange in den Buchhandlungen ausdrücklich die von Paul Ernſt im Verlage von Georg Heinrich Meyer, Leipzig und Berlin W 9, beſorgte neue Ausgabe.

qui
no
ge
ch

Wilhelm Weigand

Erzählendes:

Buch der Novellen. Geh. M. 3.50, geb. M. 4.50.

Die Frankenthaler. Ein Roman. Zehntes Tausend. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—, in Liebhaberband M. 6.—.

Lyrisches:

Sommer. Gedichte. 1894.
Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

In der Frühe. Neue Gedichte. 1902.
Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—, in Liebhaberband M. 6.—.

Gedichte-Auswahl. Geh. M. 1.50, geb. M. 2.50, in Liebhaberband M. 3.50.

Dramatisches:

Florian Geyer. Ein deutsches Trauerspiel in fünf Akten. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Die Renaissance.

Ein Dramencyklus.

Tessa. Eine Tragödie in fünf Akten. Zweite Auflage. Geh. M. 2.50, geb. M. 3.50.

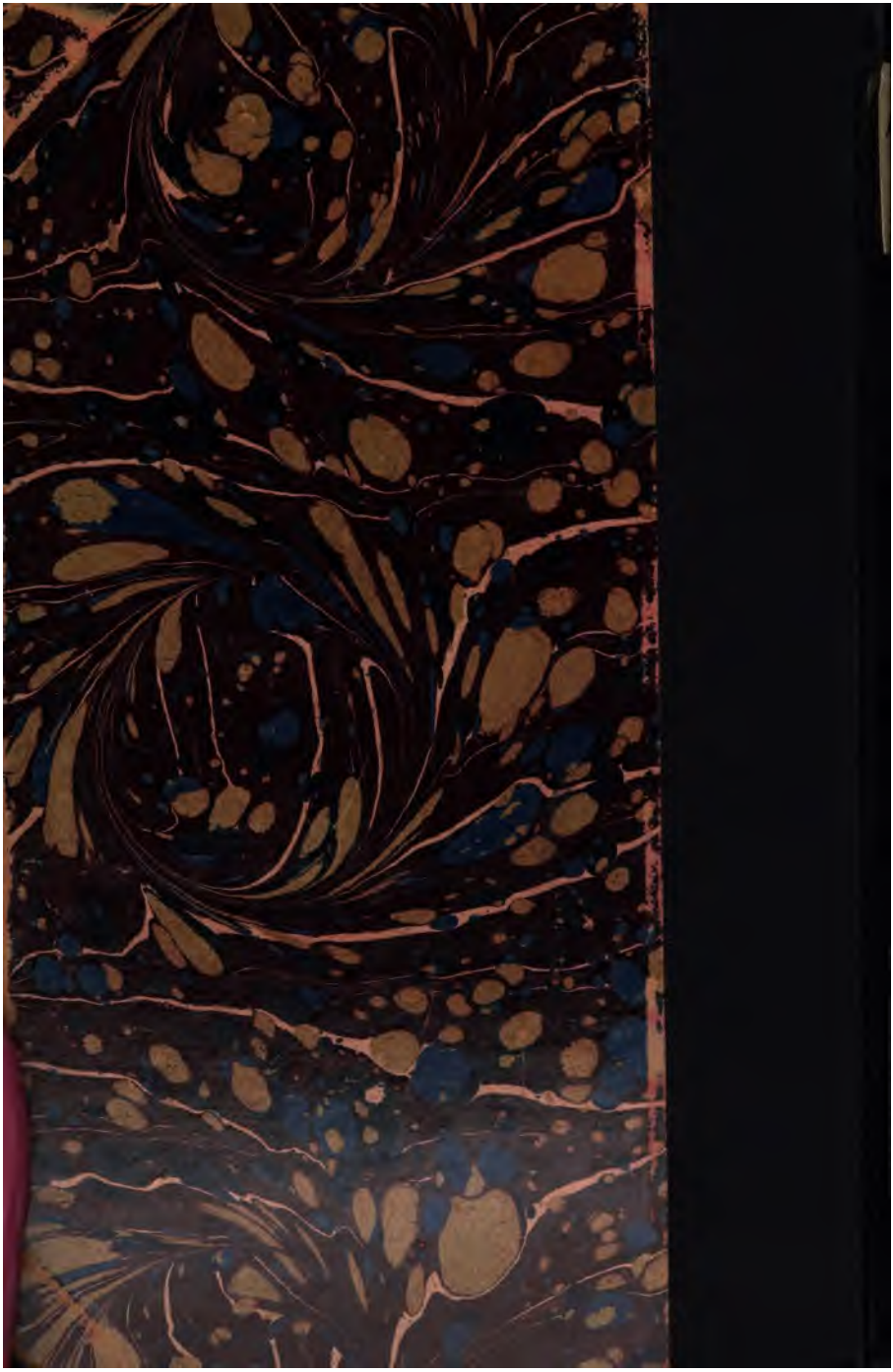
Savonarola. Eine tragische Dichtung in fünf Akten. Dritte Aufl. Geh. M. 2.50, geb. M. 3.50.

Cäsar Borgia. Eine Bühnendichtung in einem Vorspiel und fünf Akten. Zweite Auflage. Geh. M. 2.50, geb. M. 3.50.

Lorenzino. Eine Tragödie in fünf Akten. Dritte Auflage. Geh. M. 2.50, geb. M. 3.50.

Druck von W. Drugulin in Leipzig.

3 2044 010 712 875

THE BORROWER WILL BE CHARGED AN OVERDUE FEE IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW. NON-RECEIPT OF OVERDUE NOTICES DOES NOT EXEMPT THE BORROWER FROM OVERDUE FEES.

CANCELLED
WIDENER BOOK DUE
SEP 21 1990
DUE